Mennonitische Rundschau

und Herold der Wahrheit.

[Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

24. Jahrgang. Elkhart, Ind., 28. Januar 1903. No. 5.

Aus

Mennonitischen Kreisen

Ist Gott nur eine Kraft?

In der „Rundschau" vom 14. Januar spricht ein Korrespondent die Meinung aus, daß Gott „eine Kraft ist und nicht eine Person." Ich erlaube mir, bei aller persönlichen Achtung gegen den Korrespondenten, zu sagen, daß dies mir eine gefährliche Lehre zu sein scheint. Daß unser Menno Simons eine solche Lehre vertreten haben soll, beruht meiner Ansicht nach auf einem Mißverständnis.

Allerdings, unser Gott ist ein Geist und hat also keinen natürlichen materiellen Leib. Die Bibel lehrt jedoch klar, daß ein Leib nicht absolut materiell sein muß. (1. Kor. 15.) Unserem beschränkten menschlichen Verstand ist das Wesen Gottes unbegreiflich, obgleich es augenscheinlich ist, daß Gott mehr ist als eine bloße Kraft.

Das Wort Gottes sagt uns, daß Gott die Liebe ist, und die Liebe ist allerdings eine „Kraft". Er ist die Liebe, das heißt, Liebe ist der vorherrschende Charakterzug Gottes. So heißt es auch, Gott ist ein Licht, ein verzehrendes Feuer; ferner: Der Mensch ist Gras und das Leben ein Dampf, u. s. w Aber gerade der Umstand, daß Gott die Liebe genannt wird, beweist, daß er ein persönliches Wesen ist, denn eine bloße Kraft kann nicht lieben. Wäre er eine bloße Kraft, so könnte alles, was geschehen ist und noch geschieht nur Zufall sein. Alles würde nach einem unabänderlichen Naturgesetz sich vollziehen. Dies ist genau die Lehre, die uns der Teufel durch die modernen Darwinisten vorpredigt, sogar von vielen Kanzeln, wie wir, Gott sei's geklagt, hier in Cleveland mehrere Beispiele haben. Auch auf vielen Hochschulen wird gelehrt, daß alles, was man vor Augen sieht, sich infolge einer gewissen Kraft, die sie Gott nennen, von selbst entwickelt hat, und daß der Mensch nur ein hoch entwickelter Affe, also nichts mehr als ein kluges Tier ist.

Diese Darwinisten denken nicht so weit, daß selbst, wenn dies der Fall wäre (daß alles auf Erden nur die Folge von Entwicklung wäre), damit noch nichts gegen die Existenz eines persönlichen Gottes bewiesen wäre. Denn wer hätte es dem Affen gesagt, daß er sich in einen Menschen entwickeln soll? Wer hätte dem Vieh die Vorstellung eines Menschen in den Sinn gegeben, nicht zu sagen, wo hätte es die Fähigkeit zu solcher Entwicklung herbekommen? Und wer hätte es der Pflanze gesagt, daß sie sich in ein Tier entwickeln soll (wie von den Darwinisten behauptet wird)? Ist die Pflanze mit ihrer Naturkraft der Schöpfer des Auges, des Gehörs ꝛc.? All die Wunder, die uns umgeben, beweisen sie nicht, daß hinter all diesem ein unendlicher Verstand und Weisheit ist? Die Weisheit Gottes ist sichtbar in der Natur, obgleich durch den Fall des Menschen Sünde und Elend in die Welt gekommen ist.

Es ist dem Schreiber dieses bekannt, daß die Rundschauleser keine Darwinisten und Ungläubige sind. Die Ursache, warum das Obige geschrieben worden, ist, um zu zeigen, daß Gott mehr ist als eine Kraft, denn eine bloße Kraft hätte nimmermehr einen Menschen hervorbringen können, selbst nicht durch den von Darwin ausgeheckten Entwicklungsprozeß. Um die Welt zu erschaffen war nichts weniger erforderlich als ein denkendes, selbstbewußtes, persönliches Wesen von unendlicher Weisheit und Kraft.

Die Bibel offenbart uns Gott als ein geistliches persönliches Wesen. Nicht nur hat Gott die Welt und den Menschen erschaffen, sondern er hat den Menschen von Anfang an geliebt und nach dem Fall ihm einen Erlöser verheißen. Er ist den ersten Eltern und den Erzvätern erschienen und hat zu ihnen geredet, hat seine Wahrheit geoffenbart durch die Propheten und endlich seinen Sohn gesandt, denn er will, daß allen Menschen geholfen werde. Unser Heiland hat uns gesagt, daß die Seinen in des Vaters Hause ewiglich wohnen werden. Sie sollen ihn von Angesicht sehen und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen und sie werden vor seinem Throne sein und ihm dienen. Ist es nicht sehr klar aus all diesem, daß Gott ein persönliches Wesen ist?

Die Meinung, daß Menno Simons diese Wahrheit nicht angenommen, beruht auf einem Mißverständnis. Menno war der Ansicht, daß es nicht drei persönliche göttliche Wesen giebt, sondern nur einen persönlichen Gott. Er verwarf den Ausdruck von drei göttlichen Personen, weil dieser Ausdruck in der Bibel nicht vorkommt. Jedenfalls hat er fest und unbeweglich an der Gottessohnschaft Jesu Christi festgehalten, war aber, wie es scheint, der Meinung, daß Jesus nach seiner Himmelfahrt aufgehört habe ein persönliches Wesen zu sein. Wir sind der Meinung, daß die Dreieinigkeit zu glauben ist, und nicht zu begreifen für den menschlichen Verstand, noch weniger darüber zu disputieren. Wir sollten uns erinnern, daß Menno Simons nichts weiter hat sein wollen als ein Erklärer der Schrift, und als solcher ist er uns heute noch zum Segen. Wenn wir ihn neben dem Worte Gottes für eine Autorität halten würden, wäre dies ganz gegen unseres Mennos eigenen Willen.

Würde Schreiber dieses glauben, daß Gott nur eine Kraft ist, so müßte er aufhören zu beten, denn zu einer Kraft zu beten wäre nur ein Larvenspiel. Und wäre es nicht Abgötterei? Gott sei Dank, daß „Gott", „Himmel" und „Ewiges Leben" sichere Realitäten sind. Lieber Leser, wir wollen an diesem Grunde festhalten so lange uns die Erde trägt, wollen den festen Glauben behalten, daß wir unseren Gott einst schauen werden von Angesicht zu Angesicht, nach den Worten des Dichters:

„Da wird man Freudengarben bringen,
Denn unsre Thränensaat ist aus.
O welch ein Jubel wird erklingen,
Welch Lobgetön im Vaterhaus!
Schmerz, Seufzen, Leid wird ferne weichen,
Es wird kein Tod uns mehr erreichen;
Wir werden unsern König seh'n,
Er wird am Brunnquell uns erfrischen,
Die Thränen von den Augen wischen,
Wie wohl, wie wohl wird uns gescheh'n."

J. Horsch,

Cleveland, Ohio.

Wer sein Ohr abwendet, das Gesetz zu hören, des Gebet ist ein Greuel.

Peter Veraghin unter den Duchoborzen.

Die Nachrichten von den Duchoborzen der Swan-River-Ansiedlung lauten neuerdings erfreulicher. Peter Veraghin, ihr kürzlich aus der sibirischen Verbannung eingetroffene Führer, ist unermüdlich in seinen Bemühungen, die Duchoborzen zu überzeugen, daß ihr Widerstand gegen die Obrigkeit und die staatlichen Gesetze eine Thorheit ist. Insonderheit ist es ihm darum zu thun, die Duchoborzen zur Aufnahme ihrer Heimstätten zu bewegen, da die Regierung aufs allerbestimmteste versichert hat, daß sie keine Aenderungen in den Heimstätte-Gesetzen zu Gunsten der Duchoborzen machen würde. Veraghins Bemühungen sind von Erfolg begleitet. Er hat schon fast alle Dörfer besucht und mit jedem einzelnen persönlich gesprochen. In der nächsten Zeit soll eine große Versammlung aller Duchoborzen abgehalten werden, auf dem die Landfrage entgültig geregelt werden soll.

So leicht ist die Aufgabe Veraghins nicht, da die alten Pilger-Führer immer noch bedeutenden Einfluß besitzen und nicht zugeben wollen, daß die Duchoborzen die Dokumente für die Aufnahme von Heimstätten unterzeichnen. Das ist um so befremdlicher, als niemand Anstand nimmt Noten und Schuldscheine zu unterschreiben.

Man hofft jedoch, daß Veraghins Einfluß hinreichen wird, um die Starrköpfigkeit zu brechen. Kapitän Dietrichs unterstützt denselben bei seinen Bemühungen.

Eine kurze Predigt.

Dekan Swift, welcher im Jahre 1745 starb, ward einmal gebeten, zur Empfehlung einer notwendigen Liebessammlung eine recht kurze Predigt über christliche Wohlthätigkeit zu halten. Er bestieg die Kanzel, schlug die Bibel auf und sagte: Mein Text steht Spr. 19, 17: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn!" und meine Predigt lautet: „Wenn Euch diese Bürgschaft genügt, so gebt Euer Geld her!"

Vereinigte Staaten.

Minnesota.

Darfur, den 12. Jan. 1903. An Peter Görtz, Donskaja, Post Sorotschinskaja, Gouv. Samara, Rußl.

Lieber Freund! Wir lasen in der „Menn. Rundschau“ vom 24. Dez. 1902 folgendes: Am 14. Juni (alten Stils) 1901 starb in Kuterlja Jakob Johann Braun—von Franztthal (Molotschna) dorthin gezogen — und hinterließ als nächste Anverwandte und Erben Geschwisterkinder und Kinder von Geschwisterkindern. Ein Bruder des Verstorbenen, Peter Johann Braun, ist seinerzeit vom Kuban, Rußland, nach Amerika gezogen und dort gestorben. Wie viele Kinder er hinterlassen u. s. w. Dieser Aufforderung nachkommend, berichten wir nun folgendes: Peter Johann Braun, stammend von der Molotschna, dann einige Jahre am Kuban gewohnt, von da mit seiner Familie nach Nebraska, Amerika, ausgewandert, ist hier den 29. März 1888 gestorben. Kinder hinterließ er folgende: Meinen Mann, Johann Braun, gestorben den 15. März (a. St.) 1892 in Petersburg, Nebraska. Derselbe hinterließ 2 Kinder, Johann, geb. 2. November 1884 und Katharina, geb. 7. Mai 1892; beide jetzt noch am Leben. Dann sind meines Mannes Geschwister: Jakob, Abraham, Anna Katharina, Helena und Maria. Ich bin schon seit bald 11Jahren von Nebraska nach Minnesota gezogen und habe schon lange keine Nachricht von meines Mannes Geschwister erhalten, und kann daher nicht sagen, ob sie noch alle am Leben sind. Wahrscheinlich werden sie berichten, entweder brieflich, oder durch die „Menn. Rundschau“.

Ich bin jetzt verheiratet mit Heinrich Janzen, und wir möchten beide, daß unserer Kinder Erbgeld direkt an uns geschickt würde; es geht ganz gut so, und es würde uns weniger Umstände machen und wir würden das Geld eher bekommen. Hier haben wir ein gehöriges Waisenamt, und es wird alles gerecht und richtig besorgt werden. Unsere Adresse ist: Heinrich C. Janzen, Darfur, Watonwan Co., Minn., North America.

Einer baldigen Beförderung entgegensehend und freundlich grüßend,
Kath. und Heinrich Janzen.

Westbrook, den 10. Jan. 1903. Dem lieben Editor ein glückliches neues Jahr! Wieder dränge ich mich mit einigen Zeilen in die liebe „Rundschau“.

Es waren herrliche Feste, die nun wieder hinter uns liegen! Trotz dem kalten und stürmischen Wetter, waren unsere Festgottesdienste gut besucht, nämlich: am heiligen Abend, am Weihnachtsmorgen, Sylvesterabend und Neujahr, auch am Epiphanien-Gottesdienst haben Glieder teilgenommen; und nun stehen die lieben Sonntage wieder vor uns, welche im neuen Jahre begonnen haben.

Den lieben Freunden in Hodgeman, Kan., übersende ich meine herzlichen Grüße, und wünsche ihnen allen im neuen Jahre viel Glück, Heil und Segen. Deine Photographie, lieber Bruder Heinrich, habe ich von Schwager Gertner erhalten, bin Dir auch sehr dankbar dafür. Aus dem Inhalt Deines Briefes an Schw. Gertner habe ich vernommen, daß Du noch immer sehr leidend bist, das ist traurig, aber Asaph sprach im 77. Psalm: „Ich muß das leiden; die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern.“ Und das ist ein guter Trost, denn, wenn man nicht die Hoffnung hätte auf eine Veränderung im Leiden, und zwar, daß es die Hand des Höchsten ändern und zum Besten hinausführen würde, so würden viele, die da leiden müssen, verzagen.

Auch den lieben Freunden Rupps in Oklahoma komme ich mit einem Grüßgott im neuen Jahre entgegen. Möchte gerne etwas von Euch hören, weiß aber Eure Adressen nicht. Bitte, mich einmal mit einem Briefchen zu beehren. Meine Schwiegereltern, Philip Rupps, sind trotz ihres hohen Alters noch ziemlich rüstig, und mein Schwiegervater ist nicht mehr so leidend wie früher, sondern freut sich in seinen siebziger Jahren wieder seines Lebens. Wir preisen dafür die Gnade des Allmächtigen.

Der Winter hat mit seiner großen Kälte wieder ziemlich angesetzt, und vorgestern hatten wir ein starkes Schneegestöber aus dem Nordwesten, heute ist es wieder klar und schön, jedoch noch kalt. Alle Rundschauleser und den Editor herzlich grüßend,
Daniel Hubin.

Oregon.

Dallas, Polk Co., den 12.Jan. 1903. „Die Sonne soll nicht mehr untergehen, noch der Mond den Schein verlieren. Denn der Herr wird dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leides sollen ein Ende haben.“ Jes. 60.

So geschah die Stimme des Herrn zu unserm geliebten und wohlbetagten Vater, Johann P. Becker. Er starb den 23. Dez. 11½ Uhr abends, ist 72 Jahre und 9 Monate alt geworden. Er hatte eine schwere Leidenszeit, denn fast vier Jahre sind es, da er gelähmt wurde, hatte aber immer noch Hoffnung auf Genesung, bis ungefähr ein Jahr zurück, wo er sich alsdann ganz in sein Schicksal ergab. Er wurde immer schwächer. Die letzten fünf Monate war er ganz hilflos, und mußte stets unter Pflege sein. Er hatte schon oftmals eine Sehnsucht, da er noch bei völligem Bewußtsein war, sterben zu können und aufgelöst und versetzt zu sein aus dieser Welt in jene Schar, die Johannes sahe in Offenbarung 7.

Die Beerdigung fand den 24. Dez. 1902 von der hiesigen Kirche aus statt. P. R. Aschleman von Colfax, Washington, welcher gerade zur Zeit hier weilte, hielt die Leichenrede. Text: Ps. 23, 4 u. s. w. Seinen Tod betrauern vier Kinder und Kindeskinder.

Bitte die „Rundschau“, diese Zeilen aufzunehmen, damit die Nachricht von dem Tode unsers Vaters auch bis in die alte Heimat, Rußland, gelange. Vielleicht ist jemand von unsern Freunden dort, der die „Rundschau“ liest. Ich selber weiß nicht mehr, wo sie wohnen. Schicke aber zugleich mit diesem einen Gruß an alle Freunde und Bekannte, die sich unserer erinnern. Gruß an den Editor und Rundschauleser.
Johann und Kath. Becker.

Norddakota.

Dresden, den 16. Jan. 1902. Werter Editor der „Rundschau“! Einen herzlichen Gruß der Liebe zuvor. Wieder sind wir der Ewigkeit um ein Jahr näher gerückt, und wenn wir zurückblicken, dann sind wir wiederum große Schuldner gegen unsern himmlischen Vater, denn er hat uns im Irdischen sowie auch im Geistlichen reichlich gesegnet. Ja, wir sind viel zu gering aller Barmherzigkeit, die er an uns gethan hat.

Unser Nachbar, Peter Thiessen, kam zu uns, um ein Fuder Stroh zu holen. Als er zu Hause angekommen das Stroh abgeladen hatte, fuhr er zu seinem Nachbar, denn er hatte dessen Schlitten geborgt. Als er die Pferde ausspannen wollte, stürzten sie auf ihn zu und brachen ihm ein Bein und zwei Rippen, und liegt er jetzt bei seinem Nachbar sprachlos darnieder. Ich weiß, Tiessens haben Eltern und Geschwister in Manitoba, aber mir ist ihre Postoffice nicht bekannt. Peter Tiessens Adresse ist: Dresden, North Dakota.

Nun will ich schließen für diesmal. Wünsche uns allen Gottes Segen in diesem neuen Jahr. Herzlich grüßend verbleibe ich Euer Mitpilger,
Klas M. Dieck.

Süddakota.

Marion, den 10. Jan. 1903. Liebe „Rundschau“! Nach einer geraumen Zeit machte es mir viel Vergnügen, Dir wieder ein paar Zeilen mit auf den Weg zu geben und wünsche, Du würdest so freundlich sein, wo immer Du Einkehr machst, und besonders bei Verwandten und Freunden, meinen wärmsten Gruß und Glück zum neuen Jahr abzugeben. Auch wünsche ich dem Editor und Dir, l. „Rundschau“, viel Glück und segensreichen Erfolg zu dem neu angetretenen Jahr.

Thun wir einen Rückblick, so müssen wir doch zugeben, daß es nicht der Menschen Weisheit, sondern die göttliche Fürsorge war, die uns getragen hat. All unsere Sorgen, Leid und Betrübnis will und hat Jesus auch im verflossenen Jahr uns abgenommen, insofern wir ihn, den Herrn, darum angehalten haben und diese Frage: Hast Du Jesu Rat angenommen und befolgt? bleibt einem jeden von uns zur Selbstbeantwortung übergeben.

Da unsere Kirche ziemlich weit entfernt ist, hatten wir zum heiligen Weihnachtsabend einen Christbaum im Schulhause, und wurde ein kurzes Programm ausgeführt. Da das Wetter ziemlich kalt war, war das Schulhaus nicht überfüllt.

Das Wetter ist sehr wechselhaft und oft stürmisch. Auch heute stürmt es. Infolge des Tauwetters am 6. d. M. ist der Weg ziemlich eisig.

Der Gesundheitszustand ist in unserem Bezirk besser als wie im vorigen Winter. Doch südlich von hier herrscht noch die Diphtherie, und einigen Familien ist auch das Liebste der Krankheit zum Opfer gefallen. Allen ein glückseliges Jahr wünschend, verbleibt Euer Freund in Liebe,
Henry H. Buller.

P. S.—Nach längerem Leiden hat es dem Herrn gefallen, Jakob H. Schmidt, Sohn des verstorbenen Heinrich Schmidt, fr. Waltheim, Rußland, durch den Tod, am 12. d. M., in die obere Heimat zu versetzen. Der Verstorbene hinterläßt seine tiefbetrübte Gattin mit 9 Kindern (zwei sind ihm schon vorangegangen), die den Tod eines lieben Gatten und Vaters tief betrauern. Den Betrübten unser herzliches Beileid. Br. Schmidt war seiner Zeit vom Schlag gerührt worden und war seither immer leidend.

Ohio.

Bluffton, den 15. Jan. 1903. Auch einmal wieder etwas von Bluffton. In den verschiedenen Kirchen hier wurde so ziemlich fleißig Gottesdienst gehalten, eine jede Partei nach ihrer Art. Die Alliance-Leute hatten ziemlich lange jeden Abend Versammlung, auch die Dowie-Leute hatten eine zeitlang ihre Zusammenkünfte, sowie auch die anderen Kirchen. Auch wir Mennoniten haben regelmäßig Predigt und Sonntagsschule. Unser

Mennonitisches College hat sich in der Schülerzahl bedeutend vermehrt, da jetzt bei 50 Schüler daselbst Unterricht erhalten, und wenn die Anzahl der Schüler so fortwächst, so wird es bald eine bedeutende Schule sein. Der allmächtige und allweise Gott wolle seinen Segen dazu geben, daß wahres Christentum die Hauptsache des Unterrichts sein möge, wie Gottes Wort lehret: „Denn ich achte es alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Christi Jesu." Phil. 3, 8. Ja, eine gute Bildung ist lobenswert, wenn sie zur Ehre Gottes angewendet wird.

Eine Nachbarstadt von Bluffton hatte vorige Woche eine aufgeregte Wahl: ob naß oder trocken, das war die große Frage. Am Schluß der Wahl zeigte es sich, daß „Trocken" mit einer Mehrheit von 119 den Sieg davon getragen hatte. Ueber den Gebrauch starker Getränke wird jetzt sehr viel gesprochen. Einige meinen, das mäßige Trinken sei nicht unrecht, hingegen andere sagen: ja, aber vom mäßigen Gebrauch sind schon so viele ins Unmäßige hinübergekommen. Jedenfalls ist das unmäßige Trinken ein entsetzliches Uebel. J. S. Amstutz.

Canada.

Manitoba.

Bergfeld, den 28. Dez. 1902. Werter Editor! Ich möchte ein paar Zeilen für die Spalten der „Rundschau" schreiben. Der Schreiber des Artikels „Die sieben Posaunen" schließt uns vieles aus der Schrift auf, das ein mancher nicht wußte. Ich denke der Schreiber hat ganz recht, ich habe durch diese Artikel viel Aufschluß bekommen. Warum sagte Gott zu Daniel: „Und nun Daniel verberge diese Worte und versiegele die Schrift, bis auf die letzte Zeit, so werden viele kommen und darüber großen Verstand finden." Daß wir in der letzten Zeit leben und daß die Welt fertig ist zum Gericht, glaube ich, können wir alle sehen. Leben wir nicht in der Zeit, wo es heißt: „Hier ist Christus und da ist er?" Ich denke so, wer sein Sündenelend sieht, daß er nicht so gewandelt hat wie er soll, der braucht nicht eine andere Gemeinde organisieren, der kann in seiner eigenen Gemeinde aus Babel ausgehen.

Liebe Rundschauleser, wollen die Wahrheiten der Heiligen Schrift nicht versuchen im Verborgenen zu halten, sondern wollen dieselben ans Licht stellen, damit noch viele zur Erkenntnis der Wahrheit kommen mögen.

Mit bestem Gruß an Editor und Leser, David Falk.

Winkler, den 3. Januar 1903. Werte „Rundschau"! Da ich auch ein Leser dieses Blattes bin und weiß, daß die „Rundschau" auch in Rußland gelesen wird, so dachte ich auch etwas von uns zu berichten.

Zuerst wende ich mich an unsere Geschwister, Freunde und Bekannten. Wünsche Euch allen ein gesegnetes neues Jahr. Wiewohl Ihr wißt, daß ich ziemlich träge mit Schreiben bin, so dachte ich es mit einem Schlage zu nehmen. Geschrieben habt Ihr auch schon lange nicht, doch Schwager Heinrich Janzen von Ohrenburg hat uns mit einem Schreiben besucht. Gerade zu Weihnachten bekamen wir den Brief, woraus wir erfahren durften, daß sie noch am Leben und gesund sind. Auch wir erfreuen uns der besten Gesundheit. Ich war eine zeitlang nicht gesund, nicht krank von Herzen, aber dennoch war es ein gefährliches Leiden. Ich hatte den Krebs am Halse, hinter dem Backenknochen, welcher aber schon von meiner Schwester, Frau Thiessen, durch ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit in einer Zeit von 10 Tagen weggebracht worden ist. Geheilt ist es noch nicht ganz, aber ich fühle mich doch schon besser. Ob er fortbleiben wird, das wird die Zukunft lehren.

Viel Neues weiß ich nicht zu berichten, als, das muß ich noch erwähnen: zwei Meilen von uns ereignete sich am 15. Dezember ein schreckliches Unglück durch eine brennende Lampe. Die Hausfrau wollte schlafen gehen, nahm die Lampe und ging die Treppe hinauf, die Lampe fiel ihr aus der Hand und zerbrach, das Oel fing Feuer und sie mußte verbrennen, weil keine Rettung war, denn ihr Mann war nicht zu Hause. Sie wurde noch nach dem Hospital gebracht, aber sie ist doch am vierten Tag schon gestorben. Ein Ohr und auch von einer Hand die Finger waren ihr abgefallen. O, ein schrecklicher Tod.

Nun, noch etwas von unserer Wirtschaft und unserer Ernte, welche Gott uns im verflossenen Jahr so reichlich gesegnet hat. Weizen, von 166 Acres, 4,626 Bu.; Hafer, von 33 Acres, 2,000 Bu.; Gerste, von 18 Acres, 741 Bu.; Leinsamen von 10 Acres, 127 Bu.; Kartoffel und Gartengemüse vollauf. Der Preis für Weizen ist gegenwärtig 58 Cts. per Bushel. Die Witterung ist jetzt ganz milde zu nennen, 5 bis 8 Grad Reaumur.

Will mit diesem schließen, mit der Bitte, wenn nicht brieflich, dann doch durch die „Rundschau" ein Lebenszeichen von Euch zu geben.

Verbleiben Eure Geschwister und Freunde,

Abraham und Aga. Borm.

Saskatchewan.

Rosthern, den 10. Jan. 1903. Werter Editor! Möchte unsern Freunden und Bekannten ein Lebenszeichen von uns geben. Wir sind gegenwärtig gesund, dem Leibe nach, dem Herrn sei vielmal Dank für diese Gnade, die uns tagtäglich zuteil wird, ihm allein gebühret die Ehre.

Hier ist jetzt starker Winter, viel Schnee und auch ziemlich Frost, bis 25 Grad Reaumur, aber ein russisches Sprichwort sagt: Guter Winter, guter Sommer. Nun, wir wollen das Beste hoffen.

O Ihr lieben Kinder, Geschwister, Freunde und Bekannte, die Ihr gar nicht von Euch hören läßt, schreibt doch mal, wenn auch durch die „Rundschau", denn das ist das sicherste Schreiben, das geht nicht so leicht verloren wie die Briefe.

Wir wohnen hier mit unsern drei Kindern, nämlich: Katharina, Agatha und Wilhelm, alle verheiratet, auf einer Sektion.

Nun, Heinrich, wie geht es Euch dort in der Krim? Und Ihr, Wilhelm, David und Peter, seid Ihr noch dort auf Spat, oder sind schon etliche von Euch nach Asien gezogen? Einen Gruß an alle, die sich unserer erinnern, auch Peter Neufeld, Liebenau, welcher zur Zeit, als wir von Rußland abreisten, Oberschulz war. Er war uns sehr behilflich.

Muß noch erwähnen, daß es hier wieder schön geraten hat, dagegen soll es in der Krim schlecht geraten sein. Wer dort nicht Brot hat, der komme hierher, hier ist Brot und auch Land.

Jacob Neufeld,
fr. Liebenau.

Neuanlage, den 12. Januar 1903. Werter Editor! Da die „Rundschau" in so vielen Familien auch bei unseren Freunden und Bekannten in Amerika und Rußland einkehrt, so bitte ich, mein unvollkommenes Schreiben im Blatte aufzunehmen.

Gesund sind wir alle, Gott sei Dank, was wir Euch auch allen von Herzen wünschen. Lieber Schwager, Heinrich Hiebert, in Gnadenthal, Baratof, wie geht es Euch denn in Rußland? Von Euch bekommen wir nichts zu hören, aber ich habe gehört, daß Dein Vater tot ist. Wenn so, dann schreibe uns doch etwas Genaues darüber, und schicke mir Deine Adresse, oder schreibe in der „Rundschau", dann werde ich es schon lesen. Auch Du, Schwager Abraham Penner in Grünfeld, wie kommt es doch, daß Du gar nicht schreibst, Du wolltest doch jeden Monat einen Brief an uns schreiben. Aber bis heute noch vergebens gewartet. Deine Adresse wissen wir auch nicht, sonst hätte ich schon längst geschrieben. Meine Frau glaubt schon, Du seist tot, oder bist Du krank? Dann kann Deine Frau schreiben, oder vielleicht schreibt ein anderer, der die „Rundschau" hält, so daß meine Frau Nachricht erhält von ihrem Bruder. Wer das thut, dem danke ich schon im voraus. Ja, seid so gut und thut uns den Gefallen, und wenn auch durch die „Rundschau."

Auch Heinrich Dick, Gefiken, wie geht es Euch noch in Rußland? Kommt mal herspazieren, oder schreibt uns einen Brief. Herman Neufeld bestellt Euch sehr zu grüßen, der wohnt auch hier in Neuanlage; auch Schwager Peter Schmitt auf Orenburg, wie geht es Euch dort? Wir bekommen von Euch auch keinen Brief; auch Schwager Kornelius Krahn, schreibe uns doch einen Brief und schicke uns Deine Adresse; Du, Vetter Jakob Martens, sowie wir gehört, wollt Ihr nach Amerika kommen. Kommt nur her, hier ist noch viel Land zu haben, 160 Acres für $10. Das sind 50 Deßj., und ich denke, es wird Euch auch nicht leid werden, wenn Ihr erst hier seid, denn hier ist es besser für arme Leute als in Rußland, hier kann ein jeder sein Brot haben, wenn er arbeiten will und kann; aber wer nicht arbeiten will, für den ist es besser er bleibt dort, denn hier ist der Arbeiter sehr teuer. Er bekommt $150 bis $200 Lohn das Jahr.

Auch Schwager Abraham Krahn, Blumenort, Deinen Brief und Herbusensamen haben wir erhalten. Danke schön. Lebt alle wohl!

Gerhard u. Elisabeth Hein.

Unsere Adresse ist: Neuanlage, P. O. Hague, Saskatchewan, N. W. T., Canada.

Alberta.

Didsbury, den 17. Jan. 1903. Werte „Rundschau"! Es ist schon eine geraume Zeit verflossen, seit ich etwas in der „Rundschau" von dieser Gegend hören ließ. Es ist auch nichts besonderes vorgefallen, aber doch hoffe ich, daß manche Leser werden neugierig sein, wenn auch mehrenteils vom Alberta-Winter etwas zu lesen. (Sehr gerne. — Ed.) Wir haben es zweimal schon etwas kalt gehabt, aufs höchste 22 Grad Reaumur, Frost aber nur von kurzer Dauer; seit Weihnachten sehr schön, daß man alle Tage mit bloßen Händen Zimmerarbeit thun kann, meistens ist es 5 Grad Reaumur warm. Der Schnee ist beinahe aller fort, nur stellenweise im Gesträuch und Gras liegt noch, aber nicht zum Schlittenfahren.

An der Tagesordnung ist, daß fast alle Tage neue Ansiedler hier an-

kommen. So kam auch Heinrich Vogt von Washington den 14. d. M. hier mit Familie an und loben sich das schöne Wetter sehr. Er sagt, er hat es viel besser gefunden, wie er erwartet habe. Er hat sich gleich Jacob D. Giesbrechts Wohnung gepachtet und gedenkt sobald wie möglich sich eine Farm auszusuchen, und dann noch bei Winterzeit Holz zum Bauen zu fahren.

Die deutschen Ansiedler sind jetzt sehr beschäftigt mit Holz aus dem Wald zur Sägemühle zu fahren, und lassen sich Bretter und anderes Bauholz schneiden. Das kommt viel billiger als hier in der Stadt kaufen. Die Holzhändler werden schon unruhig darüber.

Es soll hier in Didsbury auch in nächster Zeit eine Bank eröffnet werden, welches den Geschäftsleuten auch viel passender sein wird als in Calgary.

Die Schlittschuhläufer sind auch immer sehr rührig. Sie sind auch ganz gespannt auf heute nachmittag, denn es soll mit Olds in der Wette gespielt werden. Vor zwei Wochen war Didsbury team nach Olds Hooky zum Spielen gefahren und hatten gewonnen, und gedenken heute wieder zu gewinnen.

Den 27. soll in Didsbury wieder Jahrmarkt sein, dann bringt, wer etwas hat, zum Verkaufen herein, und wer kaufen will findet sich auch ein. Und somit kommen viele Menschen zur Stadt. Gute Zeit für die Geschäftsleute. Mit Gruß,

Peter P. Giesbrecht.

Rußland.

Der Heimgang meiner l. Frau, Maria Epp, geb. Unger.

Ich möchte heim, die Ufer sah ich glänzen
Der ew'gen Heimat, fern am Horizont,
O Schiffer fahr, fahr schneller zu den Grenzen,
Wo mein Herr Jesus und mein Vater wohnt!

Ich möchte heim, ich hör die Palmen rauschen,
Ich hör der Engel heil'gen Lobgesang;
O Schifflein fahr, ich möcht im Schatten lauschen
In Ruhe nach der Pilgerfahrten Drang.

Ich möchte heim, ich sah das Boot schon nahen,
Wie es vom Ufer stößt, das dunkle Boot,
Mit schwarzen Segeln und mit schwarzen Rahen,
Und doch so hell, sein Name heißet: „Tod".

Ich möchte heim, ich sah den Fährmann winken
Mit seinem lieben, treuen Angesicht.
Ich steige ein, muß ihm zu Füßen sinken:
Hier bin ich Jesu! O verstoß mich nicht!

Ich möchte heim, o führ mich durch die Wogen
Der Todessee, die sich am Ufer bricht,
Ich bin bei dir, du hast mich nie betrogen
Du Steuermann voll Gnade und voll Licht.

Ich möchte heim, und tret ich ans Gestade,
Ich bin daheim,—o unaussprechlich Glück!
Und eil zu dir, dem Vater voller Gnade,
Und bleibe hier, kehr nie und nie zurück.

Mit diesen herrlichen Heimwehversen, die uns zum 7. August dieses Jahres der Christliche Abreißkalender brachte, ist das Gemüt und der Sinn unserer teuren Heimgegangenen gekennzeichnet. Sie hatte schon seit langer Zeit Heimweh und sehnte sich, mit Paulus aufgelöst, um bei Christo zu sein. Jedoch hatte sie nicht immer und zu jeder Zeit Sterbensfreudigkeit. Sie hat auch Zeiten durchgemacht, wo sie angefochten wurde, ob sie auch hinkommen würde zu dem Ziel, das sie sich gesteckt habe, zu ihrem Herrn, ob sie auch würde recht gekämpft haben und ähnliches. —

Bei solchen Perioden, die sich aber nicht oft wiederholt haben, hielt sie sich wie immer an das feste prophetische Wort und achtete darauf, als auf ein Licht, das da scheinet an einem dunkeln Ort bis der Tag anbrach und der Morgenstern wieder aufging in ihrem Herzen (nach 1. Petri 1, 19). Sie war eine Leidende am Körper. Ein Bruch verursachte ihr oft Schmerzen, und brachte sie auch oft an den Rand des Grabes, aber dann, gerade in den schwersten Stunden war sie allemal getröstet, und war erfüllt voll Lob und Dank gegen ihren Herrn und Heiland, der sie bekehret hatte von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht. Und so kann ich den lieben Lesern der „Rundschau" mit freudigem Herzen erzählen von dem Heimgang meiner Frau, zumal ich weiß, daß unter den Lesern sich viele hier in Rußland befinden, die sie kennen, auch in Amerika sich solche befinden, und viele von denen, die im Ratzynschen Forstkommando gedient haben, kennen sie als „Mama" die einst dort Küche und Keller verwaltete. Mit Freuden sage ich, denn ich habe gesehen, mit welcher Freude und mit welcher Zuversicht sie dem Tode ins Auge schaute; sie nannte es nicht sterben, sondern heimgehen, und trotzdem weint doch mein Auge. O, es ist eine sehr ernste Stunde, die letzte unseres Lebens, wir müssen sie noch durchkosten, jene hat es schon, und wohl ihr. Indessen aber vermisse ich ihr Walten im Hause, vernehme nicht mehr ihren angenehmen Gesang. Sie liebte es besonders gern, Heimatslieder zu singen, wie diese aus Zionslieder: „Auf ewig bei dem Herrn," oder, „Es geht nach Haus zum Vaterhaus, wer weiß vielleicht schon morgen," oder „Eilet fort, denn die Zeit unsers Lebens vergeht," oder „Sehn wir uns an jenen Ufern, wo die Stürme sind vorbei." Gern und oft sang sie auch: „Jesus, Heiland meiner Seele, laß an deine Brust mich fliehn." Sie hat viel gesungen, denn sie war eine Sängerin, aber sie hat auch viel gebetet und viel gerungen. Ich habe sie oft auf den Knieen angetroffen, habe sie oft durch die Wand, wenn ich in der Werkstube arbeitete, hören können, wie sie mit Gott redete und weinte. Gewöhnt, mit ihr alle Abend zusammen zu lesen, zu beten, gewöhnt, mit ihr in die Versammlung zu gehen, zu den Bibelstunden, zu den Betstunden, gewöhnt, mit ihr die Gedanken auszutauschen, alles dieses muß ich jetzt entbehren und das thut weh. Ihr Platz im Hause ist leer geworden nach beinahe 33jähriger Ehe. Und ob wir wissen, daß ihr Los aufs lieblichste gefallen ist, so weinen wir doch, ich und die Kinder und die Geschwister, Freunde und Verwandten. Und die Kinder, welche zum Begräbnis nicht kommen konnten, wie klagen sie darüber in ihren Briefen: „Ist es möglich, daß wir keine Mutter mehr haben, ist es möglich?" „O könnte ich doch erst Abbitte gethan haben für jedes unkindliche Wort." Ja, es ist möglich. Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, sein Name sei gelobt. — Sie wurde krank Mittwoch, den 24. Juli, um 4 Uhr nachmittags. Freitag, den 26., 4 Uhr Nachmittag sagte der Arzt, wenn sie noch leben solle, dann müsse sie Sonnabendmorgen in Jekaterinoslaw sein, um operiert zu werden. So wurde es denn auch. Das Fahren ging viel besser als wir uns dachten. Sehr früh kamen wir dort an. Bei einer Witwe Thießen, einer Verwandten von ihr, brachte ich sie zuerst unter. Dann fuhr ich mit ihr um 9 Uhr nach dem Krankenhause, wo sie auch bald angenommen und eingeschrieben wurde. Dann wurde sie auf eine Tragbahre gelegt, vier Mädchen hoben sie auf und trugen sie fort, eine barmherzige Schwester ging hinterher, und ich folgte dieser nach. So ging es dann treppauf und dann längst einem langen Korridor, dann wieder treppauf und dann wieder einen Korridor entlang; mir kam das unendlich weit vor. Ich zitterte vor Erregung und Furcht für das, was da kommen sollte, aber sie, die Kranke fürchtete sich nicht, sie war ganz ruhig und gefaßt auf alles was da kommen würde. Kein „Warum," kein „Ach", kam über ihre Lippen. Ich durfte aber nicht bis zu Ende mitgehen, durfte nicht sehen was mit ihr vorging, es waren drei lange qualvolle Stunden, bis ich sie endlich wieder sehen konnte. Sie wurde mich gleich gewahr als ich in die Krankenstube trat, sprach aber nichts, sie schien ermüdet zu sein. Meine erste Frage war, ob die Operation schmerzlich gewesen wäre. Sie sagte, daß sie nichts gefühlt habe. Ihre Gesichtsfarbe hatte sich verändert, früher bleich wie eine Sterbende, hatte sie jetzt wieder eine gesunde Farbe, auch das Auge hatte wieder einen Glanz bekommen. Ich hatte Hoffnung, daß sie genesen werde. Sie schlief viel in der ersten Zeit. Fünf Uhr mußte ich die Krankenstube verlassen und durfte nicht eher zu ihr, als am folgenden Tage 2 Uhr nachmittags. Es war Sonntag, der 28. Juli, der so verhängnisvoll für uns werden sollte. Früh morgens ging ich hin und erkundigte mich nach ihrem Befinden. Es war noch alles gut. Ich telegraphierte nach Hause: Die Operation ist gelungen, alles gut. Zwei Uhr Nachmittag war ich wieder da. Ihr Zustand hatte sich verschlimmert. Sie fühlte es und sagte es auch, daß dies ihr letztes sein würde. Ich konnte es nicht gleich glauben, aber bald sah ich es auch, daß es zu Ende gehen würde. Ich fragte sie, ob sie sich nicht fürchte. — „Nein," sagte sie, „ich fürchte mich gar nicht." Dann las ich ihr auf ihren Wunsch Ev. Johannes 17 vor, welches ihr Kraft gab bis zum letzten Atemzuge. Sie hörte nicht mehr auf die Güte Gottes zu preisen, bis ihr das Auge im Sterben brach. Ich will hier einiges folgen lassen, was sie noch gesprochen hat. Sie fragte, was ich mit ihrer Leiche beginnen würde. Ich sagte, daß die Kinder kommen würden, und dann sollte hier in Jekaterinoslaw ein kleines Begräbnis sein. „Ach," sagte sie, „das ist so gut." Dann sagte sie sich den Vers vor: „Auf ewig bei dem Herrn soll meine Losung sein." Zu Hause hatte sie Abschied genommen mit dem 1. und 2. Vers aus Psalm 91. Es war ein Abschied — auf Nimmerwiedersehn in dieser Welt. Nun erinnerte sie sich daran und wie Tochter Luise (12 Jahre) beim Abschiede geschrieen habe und erinnerte sich auch ihres Bruders Jakob Unger, wie er sich ihrer angenommen hatte. „Du und die Kinder," sagte sie, „sollen nicht um mich trauern, sollt Euch auch nicht grämen, ich bin gut aufgehoben." Dann fragte sie, ob sie auch alles würde gut gemacht haben, ob nicht auch irgendwo was geblieben sein würde was versäumt worden sei. Dann konnte sie so herzinniglich beten zu ihrem Heilande, er möge ihr alles vergeben, auch die verborgenen Fehler. Einmal wieder breitete sie die Arme aus und sagte zu der auf der anderen Seite des Bettes sitzenden Wärterin in russischer Sprache: „So breitet unser Hei-

land nach uns sündigen Menschen die Arme aus, er will, daß wir nur ihm angehören sollen.“ Als ihr die Augen anfingen dunkel zu werden, sagte sie: „Es wird ja so staubig im Zimmer.“ Ich machte sie dann darauf aufmerksam, daß sie schon beginne heimzugehen. „Ja,“ sagte sie dann so recht froh, „ich gehe heim!“ Dann freute sie sich auch noch darüber, daß sie mich noch kannte und später äußerte sie dasselbe noch einmal: „Ich kenne Dich noch immer.“ Draußen war ein Gewitterregen, welches sie auch bemerkte und davon sprach. „Ich bin schon hoch auf der Leiter und Du kommst mir nach,“ dieses und vieles andere hat sie gesprochen. Die letzten Worte, die sie noch überlaut sprach, waren: „Der am Kreuz ist meine Liebe.“ Dann hat sie nur noch im Flüsterton geredet und gebetet. Sie bat um Geduld in ihrem Leiden, um baldige Auflösung: „Komme bald, Herr Jesu“ und ähnliches mehr, und so entschlief sie sanft und ruhig im Herrn ohne Todeskampf, ohne ein Zeichen des Schmerzes wurde der Atem immer weniger, weniger, bis er alle war. Ich sank auf die Knie, weinte, und dankte unserem Herrn und Heiland, wie er so treu sei und alles erfülle, was er versprochen, wie er Kraft giebt den Müden, wie er mächtig ist in den Schwachen. Nein, nein, das ist kein Sterben zu meinem Gott zu gehen. Prediger David Epp aus Jekaterinoslaw, dem sie noch Worte der Anerkennung und des Dankes sagen wollte für geleistete Dienste, kam aber zu spät, ihre Seele war schon entflohen. Er hielt noch ein Gebet und wir entfernten uns.

Sie ist alt geworden 52 Jahre 9 Monate und 19 Tage. Gerade 15 Wochen früher ging unsere Schwiegertochter, Anna Epp, geborene Unrau, von Steinfeld auch heim; die hinterließ zwei kleine Kinder, während unsere jüngste schon 12 Jahre alt ist und jetzt das Hauswesen besorgt. — Das Begräbnis wurde anberaumt zum 30. Juli, Dienstag. Nach den Kindern und Verwandten und nach Br. Wall, Miloradofka, wurde telegraphiert. Der Sarg wurde gekauft. Das Kleid machte Frau David Epp von Jekaterinoslaw mit ihrer Schwägerin D. Epp aus Chortitz. In allem waren die lieben Verwandten behilflich — ihnen viel Mal Dank — so wurden wir denn mit allem bis Dienstag fertig. Die Gäste kamen erst Dienstag Mittag, ein Sohn, welcher auf Ignatjew ist, war schon früher angekommen, und 4 Uhr Nachmittag bestiegen wir den Tramway und fuhren zum Friedhof, wo die sterblichen Ueberreste der lieben Frau und Mutter schon im Grabe ruhten, weil sie schon der Verwesung anheimgefallen war. Br. Wall leitete die Feier ein mit dem Liede: „Jesus meine Zuversicht“, dann las er 1. Petri 1, 3 bis Ende vor, worauf er zum Text der Leichenrede überging, Röm. 8, 17.

Er hob dann hervor, wie der Apostel Petrus in 1. Petri 1, 3. 4 an die Gläubigen seiner Zeit schreibt, daß sie wiedergeboren seien zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel, welches, wie wir auf Grund des Wortes Gottes glauben, und hoffen, auch die verstorbene Schwester durch die Gnade Gottes in Christo Jesu erlangt hat. Dann kam zur Betrachtung:

I. Der Grund des Erbrechts der Kinder Gottes.

Wir sind Erben Gottes, nicht darum, weil wir seine Geschöpfe sind, denn als solche haben wir durch die Sünde, wie der verlorene Sohn, das Erbschaftsrecht verloren; so müssen auch wir, wie er, umkehren, und vom Vater aus freier Gnade in das Kindschaftsrecht gesetzt werden. Wir sind Erben Gottes, nicht darum, daß wir Abraham zum Vater haben, d. h. weil unsere Väter Christen waren, wenn wir auch nicht verkennen, daß der Segen unserer Väter, die um Christi willen in den Tod gingen, auf unserem Volke ruht, sondern hier gilt es persönlich ins Licht treten, um von Gott dem Vater, durch den Glauben an Jesum Christum gerechtfertigt, und zu dieser Gnade erhoben zu werden. — Wir sind Erben Gottes, nicht wenn wir äußerlich den Gebräuchen gläubiger Christen nachahmen, denn Jesus Christus spricht Matth. 5, 20: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, welche meist in Aeußerlichkeiten bestand, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. — Sondern wir sind Erben Gottes, wenn wir Jesum Christum glaubend aufgenommen haben in unser Herz laut Ev. Johannes 1, 12. 13; das ist allein Grund und Ursache des Erbrechtes beim Vater droben im Himmel.

II. Die Allgemeinheit des Erbrechts.

Alle lebenden Kinder sind Erben. Kleine und Große. Es kann vorkommen, daß von den Erben eines Vaters die ältesten Kinder schon erwachsen sind, und im Hause des Vaters schon fleißig gearbeitet haben, während der kleinste Erbe noch in der Wiege liegt und sein Erbschaftsrecht noch nicht kennt und darum auch nicht selbst vertreten kann. Aber dessenungeachtet ist er ein Erbe so gut wie der Erwachsene, einfach weil er Kind im Hause ist; darum darf auch der Große den Kleinen nicht verachten.

Die Kinder eines Vaters sind oft verschieden an Fähigkeit, Kraft, Treue und Liebe, aber in der Verschiedenheit doch Erben; so sind auch die Kinder Gottes trotz Verschiedenheit Erben mit Christo und können wie eine Gottesfamilie einig im Geiste leben.

III. Das Erbe, oder der Gegenstand des Erbrechts.

Der Gegenstand des Erbrechtes ist Seligkeit. Selig sein ist glücklich sein. Im unbekehrten Zustande kann der Mensch nie wahrhaft glücklich sein, das lehrt nicht nur das Wort Gottes, sondern auch unsere eigene Erfahrung. Ein Kind Gottes ist aber hier schon selig in Hoffnung, und doch ist noch nicht erschienen, was sie sein werden, wenn Christus wird geoffenbaret werden. Petrus schreibt, daß das Ende des Glaubens wird ewige Seligkeit, verbunden mit unaussprechlicher Freude, sein. —

Alle Verheißungen der ganzen Bibel gelten den Kindern Gottes und werden erfüllt nach ihrem Glauben 2. Kor. 1, 20.

IV. Die Genossenschaft derer, die durch den Glauben an Jesum Erbschaftsrecht haben.

Wir sind Miterben Christi, so wir anders mitleiden auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden. So ist auch die verstorbene Schwester durch viel Leiden, besonders in der letzten Zeit ihres Erdenlebens, gewaschen im Blute Christi, eingegangen in die Herrlichkeit. Wohl den Kindern, deren Mutter in solcher Hoffnung aus diesem Leben scheidet; für Gatten und Kinder ein großer Trost und Segen. Dann tröstete er uns noch alle und besonders die jüngste, dankte im Namen der Verstorbenen und in unser aller Namen den lieben Verwandten in Jekaterinoslaw für die Liebe, die sie an uns erzeigt hatten, indem sie mir aus allen Verlegenheiten herausgeholfen hatten. Dann sprach er noch ein inbrünstiges Gebet, in welchem er den Segen Gottes herabflehte auf die, welche ihre Liebe so reichlich mit dem Werke bewiesen hatten, und auch auf uns trauernde Hinterbliebenen. Dann wurde noch der Verstorbenen Lied gesungen: „Auf ewig bei dem Herrn soll meine Losung sein.“ Dann trat Prediger David Epp auf und machte den Schluß der Begräbnisfeier, dem Inhalte nach, aber nur so viel, als wiedergegeben werden kann, wie folgt:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, das man hat, muß scheiden, ja scheiden! Wiewohl es doch im Lauf der Welt dem Herzen nichts so schwere fällt, als scheiden, ja scheiden!“ So heißt es in einem alten, alten Liede, und wie wahr ist es, was der Dichter dort gesungen hat. Auch wir stehen hier auf dem Friedhofe vor einem schmerzlichen Scheiden. Es ist die Gattin, die Mutter, welche soeben hier in die Erde gebettet wurde; der frische Hügel deckt sie zu — für immer.

Ihr werdet sie nicht mehr schauen, die der Tod Euch geraubt hat; Ihr werdet nicht mehr in das liebende Mutterauge blicken, nicht mehr Worte der Zärtlichkeit der Mahnung und Belehrung von ihr hören, — denn der Herr hat sie gerufen. Auch Du, o Sohn, der Du anderthalb Jahre nicht zu Hause warst und jetzt zum Begräbnisse der Mutter herbeigeeilt bist, Du durftest sie im Leben nicht mehr grüßen, die so oft um Dich gesorgt, für Dich, für Euch alle gebetet. Nur noch wenige Augenblicke, dann verlassen wir auch diesen Grabeshügel, unter dem Deine Gattin, Eure Mutter ruht. Da will nun der barmherzige himmlische Vater zum Abschiede Euch noch ein kurzes Wort des Trostes und der Mahnung zurufen, wenn's in Mark. 7, 34 also heißt: „Hephatha, das ist, thue dich auf!“ So sprach der Herr Jesus einst zum Taubstummen, über den er sich in Gnaden erbarmte; so sprach er es wieder in der Stunde des Abscheidens dieser l. Schwester; so will er es Euch in diesem Augenblicke des Abschiedes zurufen. „Thue dich auf, o Himmel, um eine erlöste Seele aufzunehmen!“ so sprach vorigen Sonntag abends der Allmächtige, der im Himmel thront. Ja, als an jenem Abende draußen grelle Blitze die schwarzen Wolkenmassen zerrissen, der Donner grollte und der rauschende Regen seine monotone Weise sang; als sich die Allmacht Gottes hier unten in der Natur so herrlich offenbarte: da geschah weit über dem Weltall noch etwas viel Großartigeres. „Thue dich auf,“ sprach der Allmächtige, „o Himmel, um eine erlöste Seele einzulassen, die im Glauben an Jesum gelebt und gestorben ist, ihr Heil am Kreuz gesucht und gefunden hat, damit der Glaube nun zum Schauen werde.“ Und der Himmel zerriß. Und die Seele der Dulderin, die hier ausgekämpft und ausgelitten hatte, stieg triumphierend empor zum Thron der Gnade. Denn, nachdem Christus einmal in das Heilige, in

(Fortsetzung auf Seite 10.)

Unterhaltung.

Der Depeschenreiter.

Eine Erzählung aus dem Heldenkampf der Buren

von Andries van Straaden.

(Fortsetzung.)

Sie hatten soeben erst Gelegenheit gehabt, sich für wenige Pence die neueste Ausgabe der „Ladysmith Lyre", einer neubegründeten, von englischem Soldatenhumor durchwürzten Lagerzeitung zu erwerben und belustigten sich nun an ihrem Inhalt. Natürlich mußten in ihr hauptsächlich Ohm Paul, der Transvaalpräsident, und die Burenführer zu den Witzen herhalten. Der Ueberschuß, den die Zeitung zu verzeichnen haben würde — so lautete die Ankündigung des Blattes — sollte zur Wiederherstellung der zerstörten Kirche, der öffentlichen Gebäude, der Krankenhäuser und Bars verwendet werden.

Auch Vanheerden hatte sich ein Exemplar reichen lassen und einige Blicke hineingeworfen. Auch er mußte über die harmlosen Lügenbeuteleien lächeln.

Bald aber gab er das Blatt wieder zurück.

Ihm gingen doch viel zu wichtige Dinge durch den Kopf, um auf die Dauer daran Gefallen zu finden.

Da bäumte sich plötzlich sein Sattelpferd, vollführte einige wilde Bewegungen und brach zusammen, das zweite Tier, das vor den Wagen gespannt war, mit sich zu Boden reißend.

Mehrere Kugeln fuhren singend durch die Luft.

Die Trainsoldaten sahen sich erstaunt um.

Kein Rauch war auf den Höhen ringsum zu sehen, kein Knall zu hören. Die Geschosse mußten von weither geflogen kommen, so weit, daß der Schall des Gewehrschusses völlig verhallte.

„By Jingo and Jove — was soll das?" rief erstaunt der Führer der Wagenkolonne. „Jungens, ich glaube, es ist das beste, daß wir uns schleunigst aus dem Staube machen," und er gab Befehl zum Aufbruch.

Die Soldaten brachten schnell ihre Bespannungen in Ordnung und der ganze Wagentroß jagte hinüber über den Fluß. Nur Vanheerden blieb zurück.

Er machte das verwundete Tier vom Wagen frei und suchte mit dem einen Gaul zurecht zu kommen. Doch der mußte im Niederstürzen ebenfalls eine Verletzung erhalten haben; er war von der Erde nicht empor zu bringen.

Vanheerden schien dieser unverhoffte Zwischenfall übrigens gar nicht unliebsam zu kommen.

Er hatte seine Beobachtungen hier im Belagerungsgebiete gemacht und sich in den letzten Tagen wiederholt schon die Frage vorgelegt, wie es ihm wohl am besten gelingen würde, sich wieder glücklich in Sicherheit zu bringen. Jetzt war er unbeachtet und frei; wer konnte wissen, ob ihm eine so günstige Gelegenheit so bald wieder kam; er wollte sie nützen.

Kurz entschlossen ließ er sein Gespann im Stiche und ging hinüber über den Fluß.

Linker Hand lag das Hauptquartier, geradeaus die Stadt.

Diese letztere hatte er bis jetzt noch nicht betreten.

Es wandelte ihn die Lust an, auch sie einmal aufzusuchen. Vielleicht konnte er sich von dort aus unbemerkt den nördlichen Stellungen zuwenden; die waren jetzt englischerseits ausnehmend dünn besetzt und dort kannte er besser Wege und Stege.

Von fern gesehen machte das Städtchen einen freundlichen Eindruck. Um so größer aber war die Enttäuschung, als Vanheerden die ersten Häuser hinter sich hatte. Außer dem Kirchengebäude der Mehrzahl nach nichts wie Wellblechhütten, mit zerbrochenen Fenstern und verwahrlost; zum Teil fast bis auf den Grund zusammengeschossen.

Die Straßen waren in der elendesten Verfassung. Hier und dort lag der Kadaver eines Pferdes oder Maulesels, einen pestartigen Geruch um sich verbreitend. Niemand schien sich die Mühe zu nehmen, die gefallenen Tiere zu vergraben oder aus dem Weg zu räumen.

Vanheerden war fast schon bis zum Kirchenplatz vorgedrungen. Nur einige indische Kaufleute, kenntlich an ihrem Turban, waren ihm bisher begegnet. Scheu und flink huschten sie den Häusern entlang, betraten den einen oder andern dazwischen liegenden Garten und verschwanden dann auffällig rasch hinter den niederen Hecken.

Jetzt erst gewahrte Vanheerden, daß sich, wie es schien, fast alle Bewohner aus den Häusern zurückgezogen hatten. Er entdeckte dafür in den Gärten zahlreiche dunkle Erdeingänge, aus denen da und dort ein bleiches, abgezehrtes Antlitz scheu hervorlugte.

Die Einwohner hatten sich, wie die Maulwürfe, in die Erde eingegraben, die übelriechenden Löcher mit Brettern überdeckt, darauf, zum Schutze gegen die Bomben, ganze Hügel von Sandsäcken und Matratzen gelegt.

Vanheerden hatte sich mehreren solchen Höhlenwohnungen genähert und einige rasche Blicke in die engen, dunklen Eingänge geworfen.

Er hatte, als er vor einem solchen Loche stand, nicht bemerkt, daß er von einer benachbarten Erdhöhle aus von einem häßlich schielenden Augenpaar mehr als neugierig betrachtet wurde.

Als er dann weiter schlenderte, schob sich jener Beobachter, ein hagerer, dürrer Mann im blauen Bedientenrock und mit einem großen Turban auf dem Kopfe, hervor aus jener Erdhöhle, lief hinter dem nächsten Hause herum und stellte sich hinter einer dichten Hecke wohlgeborgen so auf, daß Vanheerden, der mittlerweile wieder auf die Straße getreten war, unmittelbar an ihm vorüber mußte.

Vanheerden steuerte der Kirche zu und warf auch hier einen Blick hinter die halb offen stehende Thüre.

Noch war es Tag und hier vielleicht die sicherste Gelegenheit, die kurze Zeit bis zum Eintritt der Dunkelheit zu verbringen.

Er nahm seinen Hut ab und trat ein.

Drüben, hinter der Hecke stand noch immer jener hagere Mensch, den lauernden Blick bis zuletzt auf den Trainsoldaten gerichtet; das Gesicht des Mannes verzerrte sich zu einem häßlichen Lachen; es verhieß nichts Gutes. Jetzt, als Vanheerden verschwunden war, lief dieser Mensch zurück in seine Höhle, führte dort mit den Insassen kurze Zwiesprache und rannte dann, so schnell ihn seine Füße trugen, die Straße hinab.

In der Klemme. Unverhoffte Retter.

Vanheerden hatte sich währenddem in einen Gebetstuhl niedergelassen; eine abgerissene Bibel lag aufgeschlagen auf dem Pulte. Er warf einen forschenden Blick ringsum, hinauf zur Decke — auch hier hatten die Bomben der Buren schon arge Verwüstungen angerichtet. Dann wandte er sich dem Buche zu, blätterte darin eine Weile und begann andächtig zu lesen.

Plötzlich hörte er hinter sich hastige, schleichende Schritte; eine Hand legte sich auf seine Schulter.

Vanheerden fuhr herum und blickte in ein von schneeweißem Haar umwalltes Greisengesicht.

„Erschreckt nicht," sagte der Alte mit dünner, leiser Stimme. „— Ihr habt es mit einem Holländer — mit einem Freunde zu thun."

„Was führt Euch zu mir, was ist Euer Wunsch?"

„Ich belauschte zufällig ein Gespräch — Ihr seid nicht, der Ihr zu sein vorgebt."

„Mann, wie kommt Ihr dazu . . ." wollte Vanheerden, der sich von seinem Sitze erhoben hatte, losplatzen.

„Laßt das," sagte der Alte. „Es ist keine Zeit zu verlieren. Man ist auf dem Wege, Euch zu verraten."

Ein merkliches Zucken ging über Vanheerdens Angesicht. Ein forschender, durchbohrender Blick traf den Fremden.

„Kommt!" drängte der. „Die Zeit ist schlecht gewählt für Auseinandersetzungen. Besinnt Euch nicht, wenn Euch Euer Leben lieb ist," und lief trippelnden Schrittes nach dem Hintergrunde der Kirche. Vanheerden war von der Ueberraschung noch ganz befangen, folgte aber unwillkürlich seinem Führer.

Ganz hinten, dicht neben dem kleinen Altar, hatte ein Burengeschoß die Wand zerschmettert und knapp über dem Fußboden ein fast meterhohes Loch gerissen.

Hier kroch der Alte durch und winkte Vanheerden, ihm zu folgen. Auch der zwängte seinen massigen Körper durch die Spalte. Sie befanden sich in einem üppig bewachsenen Garten.

Der Alte durchlief, so schnell ihn seine Füße trugen, einige dichtverwachsene Laubgänge. Gleich darauf standen sie vor einem kleinen, jämmerlich zerschossenen Wellblechhause.

Von ferne, aus der Richtung der Hauptstraße, in welcher die Kirche stand, hörte man das Geräusch von Hufschlägen.

„Hier hinein! Ich weiß für Euch ein ziemlich sicheres Versteck. Der Herr, der mit den Gerechten ist, wird weiter sorgen."

Der Alte war in das Haus getreten.

Von den Wänden hingen die Fetzen herunter. Stühle und Tische, zertrümmerte Kästen und Schränke lagen und standen bunt durcheinander.

Der Alte lief nach der hinteren Wand des Raumes und öffnete dort mit einer Kraft, die man ihm gar nicht zugetraut haben würde, eine Fallthüre.

„Hier hinein und Gott befohlen — wenn die größte Gefahr vorbei ist, dann könnt Ihr auf mich rechnen," keuchte der alte Mann, ganz glühend in dem faltigen Gesicht geworden von der gehabten Anstrengung.

Vanheerden tauchte unter in die dunkle Kellerhöhle. Die Fallthüre klappte zu.

Eine Anzahl Gegenstände, Kisten und Hausrat wurden oben in aller Eile über die Thüre geschoben.

Da saß er nun in dem dumpfen und engen, kaum viel mehr als einen Meter hohen Kellerloche.

War es Wahrheit, daß er vor einer Gefahr gerettet werden sollte, von einem Fremden, aus reiner, aufopferungsfähiger Freundschaft für die Burensache, oder war er erst recht, im vollsten Sinne des Wortes, in die Falle gegangen? Und wenn er es wirklich mit einem Freunde zu thun hatte, wer konnte ihn erkannt, wer ihn verraten haben?

Vanheerden zerbrach sich darüber vergeblich den Kopf. Die Sache war auch gar zu plötzlich über ihn hereingebrochen. Eine Flut von Gedanken und Erwägungen durchkreuzte sein Gehirn; er konnte aber zu keinem annehmbaren Urteil kommen.

Da hörte er dumpf und unklar die hastigen Tritte von Menschen, zuerst in weiterer Entfernung, dann unmittelbar über sich.

Einige schwere Gegenstände wurden unsanft umhergestoßen, Stimmen waren laut geworden. Deutlich hörte er einen Säbel klirren.

Vanheerden lauschte angestrengt. Alle seine Sinne waren zum Zerreißen gespannt.

Der Alte mochte also doch recht gehabt haben, und was würden die nächsten Minuten bringen?

Noch einmal schwere Tritte, da — auf einmal—ließ das Säbelklirren oben nach. Wieder einige Rufe, eilende Tritte, die Menschen entfernten sich.

Vanheerden atmete auf. Hatte man wirklich nach ihm gesucht? Hatte wirklich sein Geschick nur an einem Faden gehangen? Und wie war das Verhängnis so plötzlich über ihn hereingebrochen?

Dankbar gedachte er des alten, weißhaarigen Mannes.

Dann kam eine unerträgliche Spanne Zeit banger Erwartung — Viertelstunde auf Viertelstunde verging. Es wollte Vanheerden bedünken, als währten sie Ewigkeiten.

Er hoffte von Minute zu Minute, der Alte würde sich wieder einstellen, aber nichts regte sich.

Die Luft in dem Loche wurde nach und nach drückend schwer. Er fühlte, lange vermochte er es hier unten nicht mehr auszuhalten.

Er betastete über sich die Thüre und untersuchte dort, wo sie auflag, die Fugen. Bisher war dort durch eine schmale Ritze ein schwacher Lichtschein in die Tiefe herabgedrungen, nun war auch er erstorben.

War es mittlerweile Nacht geworden?

Noch eine unendlich lange Viertelstunde, dann wurde die Luft so dick, Vanheerden glaubte ersticken zu müssen.

Entschlossen stemmte er sich mit aller Kraft gegen die Thüre zu seinen Häupten, sie gab nach.

Langsam und vorsichtig hob er sie noch etwas höher, handelte dann nach vorn und schob seinen Ellenbogen in die Spalte. Er suchte einen Stützpunkt für die Füße; er fühlte einen eckigen Gegenstand unter sich. Er tastete vorsichtig mit den Fußspitzen; es schien eine Kiste zu sein und sie gewährte Widerstand.

Achtsam bestieg er dieselbe und stemmte langsam und stetig aufwärts.

Der Druck von oben war ein sehr großer, doch die Thüre erhob sich so weit, daß Vanheerden bereits Kopf und Oberkörper durch die Spalte schieben konnte. Er drehte sich dann so, daß die ganze Last auf seiner linken Schulter ruhte, zog die Füße nach — er war frei.

Inzwischen war es, wie er richtig vermutet hatte, dunkel geworden.

Vorsichtig tastete er sich aus dem Hause und durchquerte den Garten.

Er lauschte.

Von der Hauptstraße her, jenseits der Kirche, klang der gleichmäßige Tritt einer Militärpatrouille.

Es war ringsum dunkel, nur in weiter Ferne leuchteten einige Wachtfeuer.

Vanheerden kletterte geräuschlos über die Hecke und befand sich auf einem schmalen Feldwege. Rechts und links noch die dunklen Silhouetten einiger Gebäude, dann, als er an diesen vorüber geschlichen war, befand er sich auf freiem Felde.

Da war es ihm, als ob er einen leisen Ruf vernommen hätte.

Er blickte um und gewahrte hinter sich einige dunkle Schatten.

Er lauschte.

Deutlich vernahm er ein Knistern im dürren Grase, das Geräusch schleichender Tritte.

„Halt, wer da!" rief plötzlich eine rauhe Stimme.

Vanheerden tauchte für einen Augenblick in das Gras nieder, dann richtete er sich plötzlich wieder zur vollen Höhe auf und begann zu laufen.

Hinter ihm Geschrei, eilende Männertritte. Einige Schüsse krachten, mehrere Kugeln kamen dahergepfiffen.

Da verlor sich der Lärm. Doch Vanheerden jagte weiter.

Endlich hielt er erschöpft an und warf sich keuchend auf die Erde nieder.

Hinter ihm war es still geworden. Diese für den Augenblick größte Gefahr konnte also als beseitigt gelten.

Doch vor ihm, auf einer kleinen Anhöhe, dem Ausläufer eines lang dahingestreckten, dunklen Tafelberges, erschollen da nicht Kommandorufe?

Plötzlich tauchte ein kleiner, blendend weißer Lichtpunkt vor ihm auf — eine Fülle von Licht flog über ihn hinweg, überflutete blitzschnell einen Teil der Stadt und das davor liegende Gelände. Suchend zuckte der Lichtstrom bald hierhin, bald dorthin.

Man hatte oben auf der Höhe wahrscheinlich die kurz zuvor gefallenen Schüsse vernommen und dann den elektrischen Scheinwerfer in Thätigkeit gesetzt.

Vanheerden blieb unbeweglich liegen; er erkannte darin die einzig mögliche Rettung. Er lag im Dunklen; aber mochte das Licht ihn auch treffen, er vertraute der gelblichen Farbe des dürren Grases, in dem er lag, und der Farbe seines Khakianzuges.

Das elektrische Licht huschte sprungweise hierhin und dorthin; er sah einige Reiter über das Feld jagen.

Da fuhr der Lichtstrahl plötzlich ganz dicht an ihm vorbei und erleuchtete unmittelbar vor ihm auf weit hinaus die Fläche.

Etwa ein Dutzend Lanzenreiter zu Fuß stapften über das Gras; sie kamen auf ihn zugeschritten. Weiter zurück wurde ein kleiner Mann mit einem Turban auf dem Kopfe sichtbar.

Das Licht blieb einige Zeit auf dieser Menschengruppe ruhen, dann sprang es wieder etwas weiter zurück, gegen die Stadt, suchte die inzwischen näher gekommenen Lancers nochmals auf und erlosch.

Vanheerden war während dem ganzen Vorgange ruhig liegen geblieben.

Ueber eine Weile hörte er die Tritte der Männer.

Sie mochten von dem Lichte, das ihnen von der Höhe aus entgegengeworfen worden war, noch ganz geblendet sein; sie schimpften über die Dunkelheit und stolperten, ohne den im Grase Liegenden zu bemerken, rechts und links an ihm vorüber.

Die Tritte verhallten.

Ein leichter, schlürfender Schritt wurde hörbar.

Vanheerden gewahrte unmittelbar vor sich eine kleine Männergestalt auftauchen. Noch einige Schritte dieses Menschen, dann hob sich im Grase sachte ein Bein, der Mann stolperte darüber und schlug heftig auf den Boden.

Im nächsten Augenblicke schon fuhr Vanheerdens eine Hand nach des Mannes Gurgel.

„Keinen Laut oder Du bist des Todes!"

Vanheerden erfaßte mit den Zähnen und der noch freien Hand des Mannes Kopfbedeckung. Einige kräftige Rucke und der Turban war in mehrere Streifen auseinandergerissen. Ein Stück des Stoffes stopfte er dem Mann in den Mund, mit dem Rest der Streifen aber band er ihm die Füße zusammen, dann die Hände auf den Rücken.

„Für Dich soll gesorgt werden," knurrte der Verfolgte, der den Hindu schon vorher unter den Strahlen des elektrischen Scheinwerfers erkannt und die Ursache, warum er auf einmal in diese wenig beneidenswerte Lage geraten war, sofort durchschaut hatte. „Du wirst mich so leicht nicht wieder verraten."

Der Mann lag gebunden, steif wie ein Stück Holz. Vanheerden erhob sich und lauschte

Alles in tiefer Ruhe. Nur oben auf der Höhe, dort, wo der Scheinwerfer in Thätigkeit gesetzt worden war, erschollen noch ab und zu einige hier unten unverständliche Rufe.

Vanheerden suchte sich örtlich zurecht zu finden.

Dort, wo weit im Norden einige Feuer auf den Höhen leuchteten, dort war unzweifelhaft sein Weg, dort mußte er durch die Reihen der Engländer hindurchzukommen suchen.

Schon war er im Begriffe, sich auf den Weg zu machen, als er plötzlich wieder stehen blieb.

Ein Gedanke schien ihm gekommen. Er überlegte.

Entschlossen kehrte er sich um, nahm den Hindu vom Boden auf und warf ihn wie ein Kind über die Schulter.

So beladen marschierte er geräuschlos über den Grasboden.

Er mochte etwa eine Viertelstunde lang rüstig ausgeschritten haben, als er plötzlich zusammenzuckte und stehen blieb.

In seinem Wege war ein riesiges dunkles Ungeheuer aufgetaucht, das etwa haushoch über der Erde zu schweben schien.

Was war das?

Er starrte betroffen darauf hin, doch war er sich bald klar darüber.

Er hatte unzweifelhaft den Fesselballon vor sich; denselben, den er früher so oft schon aus der Ferne und, seit er im englischen Lager war, wiederholt ganz in der Nähe beobachtet hatte.

Jetzt wußte er genau, wo er sich befand, wußte aber auch, daß hier die größte Vorsicht geboten war.

Sachte ließ er den Hindu auf die Erde gleiten und legte sich selber auch auf den Boden nieder.

Ringsum war aber alles ruhig. Nichts verriet, daß er eine unmittelbare Gefahr zu befürchten hatte. Er versicherte sich, daß der Mundverschluß und die Fesseln seines Gefangenen noch gut saßen und begann dann auf allen vieren gegen den Ballon zu kriechen.

Schon konnte er dessen Umrisse und den Korb unten ganz genau erkennen. Noch einige Schritte vorwärts — er gewahrte den schweren Lokomobilwagen, mit dessen Hilfe die Engländer das Haltekabel aufzuwinden pflegten. Zugleich vernahm er das Schnarchen einiger Schläfer. Er ging dem Geräusch nach und entdeckte, daß sich auch hier die Bedienungsmannschaft Höhlenwohnungen angelegt hatte. Kein Wunder. Der Fesselballon war immer stark beschossen worden und von jeher das Lieblingsziel der Burenartilleristen. Da befand man sich unter der Erde ohne Zweifel viel sicherer, als über ihr.

Vanheerden wurde dreister, schlich sich an den Höhlen vorbei und an den Korb heran. Dieser stand höchstens vier Meter über der Erde. Von seinem Rande hingen etwa ein halbes Dutzend Sandsäcke und eine Strickleiter nieder. Es roch hier sehr stark nach Gas. Der Ballon war ohne Zweifel zum Aufstieg bereit und erst am Tage zuvor gefüllt worden. Eine Menge Gasflaschen lagen auf der Erde umher. Vanheerden hatte sich sehr in acht nehmen müssen, um über alle diese Hindernisse ungefährdet und geräuschlos hinweg zu kommen.

Nun saß er schon eine ganze Weile auf der untersten Sprosse der Strickleiter. Der Ballon stand stramm. Das Luftfahrzeug hatte trotz des schweren Gewichtes, das jetzt an ihm hing, nur ganz unerheblich nach unten nachgegeben.

Vanheerden stieg sachte die Sprossen der Leiter empor. Er untersuchte, wie das von unten her führende Drahtkabel an den Ballen angeschlossen war und erkannte den Mechanismus. Es war eine Art Karabinerverschluß. Man brauchte nur ein Muttergewinde nach unten zu drehen; dadurch wurde die Oese oben frei; der eine Schenkel ließ sich dann mit einem Handgriffe auslösen.

Befriedigt stieg der Flüchtling auf die Erde nieder und schlich sich zu dem Hindu zurück.

Diesen lud Vanheerden wieder auf die Schulter und schlich sich zum zweiten Mal an den Höhlenwohnungen vorüber.

Noch immer das gleichmäßige Schnarchen der Soldaten.

Unbemerkt war er bis an den Ballon herangekommen, erstieg die Strickleiter und legte den Hindu auf den Boden des Korbes.

Dieser letztere war geräumig genug, um zwei bis drei Personen aufnehmen zu können. An beiden Enden befand sich je ein schmaler Sitz. In der Mitte des Bodens entdeckte Vanheerden ein kleines rundes Loch. Er versuchte, ob er durch diese Oeffnung bis zum Haltekabel reichen konnte; es gelang. Dabei streifte sein Arm einen Metalldraht, welcher, vom Kabel ausgehend, durch die Bodenöffnung nach oben führte. Er verfolgte tastend diesen Draht, der zu einem an dem Bord des Korbes befestigten Apparat führte, den Vanheerden als ein Telephon erkannte. Es sollte das letztere ohne Zweifel dazu dienen, die Luftschiffer auf dem kürzesten Wege mit dem jeweils unten befindlichen Befehlshaber zu verbinden. Es gelang Vanheerden unschwer, diesen Leitungsdraht am Apparat auszulösen und aus der Verbindung mit dem Korbe auszuschalten. Er untersuchte sorgfältig, ob nicht noch irgend eine andre Vorrichtung den Korb mit dem Haltekabel verband, konnte aber nichts entdecken.

Vanheerden zog noch die Strickleiter hoch und kauerte sich dann beruhigt neben den Hindu, den Tag zu erwarten.

Stunde auf Stunde verrann. Es bedünkte ihn, als seien sie Ewigkeiten.

Einige Mal war der Gefangene neben ihm unruhig geworden, doch Vanheerden hatte ihm zuletzt kurzweg bedeutet, daß er ihm, wenn er sich nochmals zu rühren wage, ohne Gnade und Barmherzigkeit das Messer durch die Kehle ziehe.

Endlich zeigte sich im Osten ein erster lichter Dämmerstreifen, zugleich donnerte auch schon vom Lombardskop der erste Morgengruß ins englische Lager. Deutlich sah man das Aufblitzen der Burenkanone und das Einschlagen und Platzen des Geschosses.

Kurz darauf wurde es hell und jetzt begannen einige Soldaten unten aus ihren Höhlenwohnungen hervorzukriechen. Sie holten einige Eimer, schleppten aus einem nahe vorbeiführenden Rinnsal Wasser herbei und fingen unter Lachen und Schwatzen an, ihre Toilette zu machen.

Vanheerden lag über der Bodenöffnung des Korbes, jeden Augenblick bereit, das Muttergewinde zurückzudrehen und das Haltekabel auszulösen.

Da hörte man die befehlende Stimme eines Unteroffiziers, die Soldaten zur Eile aufzuspornen.

Von ferne wurde Pferdegetrappel vernehmlich.

Vanheerden richtete sich auf und spähte vorsichtig hinweg über die Korbwand.

Einige Offiziere, gefolgt von einer Abteilung Lanzenreiter, sprengten über das Feld daher.

„He, Jungens, was soll das heißen," rief die Stimme von vorher, „wer hat die Strickleiter vom Ballon weggenommen?"

Die Soldaten sahen zum Ballon auf und schüttelten die Köpfe; keiner wollte es gethan haben.

Da kamen schon die Offiziere daher geritten.

Der vorderste schwang sich flink aus dem Sattel und rief: „Alles bereit zum Aufstieg?"

"All right, sir," antwortete oben im Korbe eine Stimme, „sofort soll er losgehen."

Der Kopf eines Menschen, bedeckt mit dem Feldhute der englischen Trainsoldaten, war einen Augenblick über dem Rande des Korbes sichtbar geworden.

Verblüfft sah der Unteroffizier, verwundert und mit offenen Mäulern sahen die Soldaten zum Ballon empor.

Ein Arm tauchte durch die Bodenöffnung des Korbes hinab zum Haltekabel.

„Was soll das? Machen Sie vorwärts!" fuhr der Offizier den Unteroffizier in barschem Ton an.

„Very well — nur noch einen Augenblick!" klang es wieder von oben im Korbe.

Die Offiziere sahen sich fragend an.

In den Unteroffizier kam jetzt Leben.

Mit Riesensätzen sprang er hin zum Haltekabel.

Da — ein leises Kreischen — die Oese oben am Kabelschluß klappte auseinander. Das Drahtseil, das der Unteroffizier inzwischen erfaßt hatte, fiel zu Boden. Der Ballon stieg kerzengerade in die Höhe.

"Goodbye, Gentlemen," klang es aus der Höhe.

Vanheerden beugte sich über den Rand des Korbes und schwang, höflich sich verneigend, den Hut über dem Kopfe.

Unten gab es nun ein hastiges Durcheinanderlaufen und vieles Geschrei; gleich darauf krachten einige Schüsse.

Vanheerden hörte mehrere Kugeln pfeifend die Luft durchschneiden. Die Geschosse verursachten indessen keinen Schaden. Der Ballon war binnen wenigen Sekunden nahezu tausend Meter emporgestiegen.

Jetzt schien das Luftschiff still zu stehen. Vanheerden warf einen Blick nach unten ...

Wie klein waren die Häuser des Städtchens! Wo waren die immerhin ansehnlich hohen Tafelberge unter ihm geblieben? Wie klein erschienen die Menschen, die er da und dort wahrzunehmen glaubte!

Doch weiter hinaus, welch ein großartiges Bild rollte sich auf vor seinen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von G. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 6 Mark.
" " Rußland 3 Rubel.
" " Frankreich 7 Franken.

Entered at the Post Office Elkhart, Ind., as second-class matter.

28. Januar 1903.

— In „R." No. 4, Seite 10, Spalte 3 sollte es nicht Deridopol, sondern D a v i d o p o l heißen.

— Von Friedrich Jausa, Leipzig, Deutschland, ging uns ein Prachtwerk mit 100 Kopien von heiligen Bildern nach berühmten Meistern zu. Das Werk betitelt sich „Der Neue Bund" und kostet nur fünf Mark. Für Kunstliebhaber ist dieses Buch sehr wertvoll.

— Von seinem gewesenen Lehrer, P. M. Friesen (Von uns Schlingeln früher meistens nur „der Russ'" genannt.—Ed.), Sewastopol, Rußl., ging dem Editor das „Glaubensbekenntnis der Vereinigten Christlichen Taufgesinnten Mennonitischen Brüdergemeinde in Rußland" zu. Ich bin meinem gewesenen Lehrer für solche Aufmerksamkeit herzlich dankbar und verspreche, das mir gesandte Büchlein aufmerksam durchzulesen.

— Aus unserm Heimatstädtchen, Hillsboro, im Sonnenblumenstaate, geht uns mal wieder eine neue Zeitschrift, die „Hillsboro Post", zu. Na, jetzt kann's gut werden! Mein verstorbener Kostvater in Friedensruh, Rußland, pflegte zu sagen: „Es ist eine schlechte Stadt, in welcher nie Jahrmarkt ist." In Hillsboro scheint in einem fort Jahrmarkt zu sein. Der Editor dieses neuesten Sorgenkindes ist H. G. Fast, und nach der ersten Nummer zu schließen, hat er sich vorgenommen, das Ding pretty lively zu machen.

— Wie die Leser aus einem Briefe von Frl. Rose Lambert in der vorigen „Rundschau" ersehen haben, steht sie selber, Frl. M. Gerber, der Armenier Hagopian im Dienste der "Light and Hope" Gesellschaft, d. h. unter J. A. Sprunger. Von den Gabensammlern der Gesellschaft wurden wir bis jetzt unter dem Eindruck gehalten, daß sie nichts mit J. A. Sprunger zu thun hätten. Jedenfalls glaubte man annehmen zu dürfen, daß solches nötig sei, um in der „Rundschau" genannt zu werden.

— Selten hat uns ein Brieschen so viel Freude bereitet, wie der folgende:

„Lieber Editor Wiens!

Ich will Dir berichten, daß Helena .... sich mit mir verheiratet hat und daß der „Jugendfreund" nicht mehr auf ihren Mädchennamen, sondern auf unsern gemeinsamen gehen soll. ....

Also Helena .... hat den „Jugendfreund" immer gelesen, und Frau .... will ihn nun auch nicht entbehren. Bitte, laßt dem „Jugendfreund" auch ferner ein kleines, bescheidenes Plätzchen an Eurem trauten Herde; er wird auch versuchen recht artig und — dankbar zu sein.

— Die Schrift berichtet uns von einem Bau, bei welchem die Leute mit einer Hand bauten und mit der andern Hand das Schwert oder den Spieß zur Verteidigung des Baues halten mußten; denn die Feinde wollten und konnten nicht zusehen und es zulassen, daß der Tempel Jehovahs gebauet werde. Sie wußten sehr wohl, daß die so sehr geschwächten Juden durch die Herstellung des Tempels wieder einen geistigen Mittel- und Sammelpunkt bekämen. Und das sollte verhindert werden. Auch wir räumlich und geistig getrennten Mennoniten sollten ein geistiges Zentrum haben, welches uns alle, wenigstens den e h r l i c h e n Teil unter uns, vereint.

M c P h e r s o n, Kansas, den 18. Jan. 1903. Herrn G. Wiens, Editor der „Rundschau", Elkhart, Ind,

Lieber Schulbruder! Wie hast Du mir diesmal eine so sehr große Freude gemacht durch die "Rundschau"! Ich nehme es als ein Neujahrsgeschenk von Dir oder durch Dich an. Da sehe ich unsern lieben Lehrer vor uns stehen und das Bild, das ich sehe, ist dasselbe, welches er in unserer Klasse präsentierte: die männliche, stramme Haltung und doch so liebevoll. Ich lese jedes Wort seiner Hochzeitsrede an seine Kinder und lese es noch einmal. Wie dauert es doch so lange, bis die nächste Nummer kommt! Gott segne unsern Lehrer der Religion, H. Lenzmann, reichlich. Er hat sehr viel für uns gethan. Gott segne auch seine Kinder.

Brüderlich grüßt

J. F. D u e r k s e n.

P. S.—Wie heißen diese verheirateten Kinder des lieben Lehrers? (Habe die Namen vergessen. Sein ältestes Töchterlein war d a m a l s ein angehendes Backfischchen.—Ed.)

— Was lehren uns die Zeitereignisse? Einen Menschen mit einem offenen Kopfe sehr viel. Das Betrachten der Finanzlage, der Trusts, der Streiks u. s. w. lehrt uns, daß ein großer erbitterter Kampf, der Kampf zwischen Kapital und Arbeit, uns bevorsteht. Nur der Ignorant sagt: „Ja, was kümmert m i c h das!" — Weiter sehen wir, daß, obgleich manche Mächte recht kriegslustig sind, irgendwo in der Welt oder in der Menschenbrust die Friedensidee noch (wenn auch nur) vegetiert, und daß man mehr denn je an Schiedsgerichte denkt. Dieser Friedensfunke in dem Topfe toter Asche mag dereinst zur hellen Flamme werden. — Skandalgeschichten passieren jeden Tag, aber wir bringen solche nur sehr selten, nur um zu zeigen, daß die Welt noch lange nicht da ist, wo betrügerische Lobhudler sie in ihren Blättern immer hinstellen. Das hat nur den Zweck den treuherzigen Hansjörg oder Juchim einzuschläfern. Die häßliche Geschichte vom sächsischen Königssohn brachten wir, um zu zeigen, daß Stellung und Würde dem Versucher kein Hindernis sind, die arme Menschenseele zu verführen. Wir bringen die guten Ereignisse zur Nachahmung und die schlechten zur Verabscheuung. Thut die Bibel nicht auch also? Wer nur immer Gutes spricht, wenn er w e i ß, daß auch viel Böses passiert, ist ein Lügner, denn er entstellt die Thatsachen, wenigstens wird der unbefangene Leser oder Hörer des quasi Optimisten kein richtiges Verständnis der Sach- oder der Weltlage erhalten.

— Unsere gegenwärtigen „neuen" Ansiedlungen haben alle etwas Gutes für sich. Wenn die Ansiedler in solch einer neuen Gegend gerne noch mehr Ansiedler hinkommen sehen möchten, so ist das kein Wunder, und wenn man zu diesem Zwecke die guten und besten Seiten der betreffenden neuen Gegend immer wieder versucht in das rechte Licht zu stellen, so ist das erst recht begreiflich; aber die Schattenseiten, deren j e d e Gegend sicherlich mehrere hat, sollte man doch nicht ganz vergessen, d. h. verschweigen. Unsere Ansiedler im Nordwesten, in Washington, in Oklahoma und in Kalifornien sind im Durchschnitt erfolgreich. Von der wirtschaftlichen Lage der Wenigen in Georgia haben wir schon lange nichts gehört. Von Kalifornien berichtet man schier fabelhafte Dinge von den reichen Erträgen der Bewässerungsländer. Es würde einem Nordländer doch wohl wunderbar vorkommen, wenn er statt wie gewohnt einmal, in Kalifornien s e c h s m a l in einem Jahre Alfalfa schneiden darf. Man hat dort Alfalfafelder, die vor fünfzehn Jahren gesäet wurden und auf denen seitdem jedes Jahr von 6 bis 8 Mal geschnitten wurde. Deshalb sind die Farmen dort meistens auch nur klein. Der Mann mit beschränkten Mitteln sollte sein Heil in der Kleinfarmerei suchen und das kostspielige en gros-farmen dem mehr Begüterten überlassen. Von Gottes Segen hängt aber schließlich alles ab, denn im Nordwesten kann das prachtvollste Getreide auf dem Halme verfrieren, in Washington, in Oklahoma, sowie in allen Prairiestaaten kann ein heißer Südwestwind die schönsten Hoffnungen des Landmannes in wenigen Tagen vernichten, und selbst in Kalifornien, dem amerikanischen Italien, ist es schon vorgekommen, wenn auch nur sehr selten, daß auf den Gebirgen nicht genügend Schnee fiel und infolgedessen die Bewässerungskanäle trocken blieben. Man lasse sich von keinem Landagenten weismachen, die Gegend, die er gerade vertritt, sei vollkommen. Man studiere genau Lage, Klima, Markt u. s. w., ja, wenn möglich, gehe man selber hin mit eigenen Augen zu sehen. Leben, wenigstens Existieren, kann man ja bald wo; aber wir haben das schöne Vorrecht, daß wir uns unseren Ansiedlungsort nach unserem Geschmack wählen dürfen. Wer da glaubt, daß man sein Leben nur durch Weizensäen und Kartoffelpflanzen machen könne, der verlasse ja die Prairie nicht; wer aber lieber in einem milden Klima leben möchte, vielleicht seiner Gesundheit oder der Gesundheit seiner Familie halber, der muß sich auch zu den Eigentümlichkeiten dieses milden Klimas schicken und seine Farmerei dementsprechend einrichten.

Eine Einladung.

So Gott will und wir leben, möchten wir uns jeden Tag, wohl eine Woche lang, zur Betrachtung des Wortes Gottes versammeln. Der Kolosserbrief würde dann der Teil der Heil. Schrift sein, in dessen Inhalt wir uns vertiefen möchten. Ihren Anfang sollen diese Versammlungen Mittwoch, den 4. Feb., nehmen, im Versammlungshause der Mennoniten - Brüder - Gemeinde zu Mountain Lake, und zwar vormittags ½10 Uhr bis ½12 Uhr; nachmittags von ½2 Uhr bis ¼4 Uhr; Abend-Predigt, beginnend um ½8 Uhr. Zu diesen Versammlungen sind sowohl Brüder als Schwestern, alt und jung herzlich eingeladen. Jeder bringe sein Testament, und wohl auch ein Notizbüchlein mit, um sich die Hauptgedanken zu notieren, und fürs spätere Leben aufzubewahren.

Herzlich grüßend,

Heinrich Voth,
Aeltest. der Mennoniten-Brüder-Gemeinde.

Briefkasten.

H. Vorm.—Rbl. 300.00 den 19. Januar erhalten. Brief schon vorher abgeschickt.

A. Kröker, Spat. — Gerne stellen wir Ihr Blatt „Friedensstimme" auf die Liste unserer Wechselblätter. Wünsche dem netten Blättchen Glück und Segen.

Erkundigung.

Witwe Isaak Wiebe, Sagradowka, möchte gerne die Adresse ihres Bruders, Peter Warkentin, Nebraska, früher Friedensdorf, Rußland, wissen und noch lieber einen Brief von ihm haben. Ihre Adresse ist: Witwe Is. Wiebe, Alexanderfeld No. 1, Post Tiege, Gouv. Cherson, Südrußland.

Der Winter scheint hier in Südrußland dieses Jahr nachholen zu wollen, was er voriges Jahr versäumte. Während wir vorigen Winter nur einen Tag Schnee hatten (30. Nov.), und dann den ganzen Dezember durch wahres Frühlingswetter, bis 12 Gr. Wärme, haben wir jetzt seit drei Wochen gute Schlittenbahn und dabei bis 20 Gr. R. Frost. Frost schon seit anfangs November, wenn auch nicht immer so stark. Doch heute (20. Dez.) scheint Tauwetter eintreten zu wollen, so daß trotz strengem Winter doch die Weihnachten noch können grün werden.

K. Fast,
Oekonom der Ratzinschen Forstei.

Aid Plan.

Einem Distriktschreiber. — Laß den lieben Mann doch reden und wühlen. Wir haben einmal gezeigt, daß er ein grundfalscher Wühler sei, und die Zukunft wird zeigen, daß er auch jetzt wieder mit Unwahrheiten umgeht. Die Herbstauflage reicht gerade zu, alle bis jetzt (den 19. Jan. 1903) gemeldeten Schäden zu bezahzahlen. Wenn wir vor schwereren Schäden bewahrt bleiben, so dürfte die nächste Auflage nicht über zehn Cents betragen. Den übrigen Teil der Stänkereien dieses Gernegroß wird mein Jahres- und Finanzbericht, welcher am 1. März erscheint, wieder vollkommen platt schlagen. Die Lage des Aid Plan im allgemeinen ist weit besser als ich erwartet hatte. Ist der Aid Plan ein gottwohlgefälliges Werk, so wird er auch weiter bestehen; ist er solches nicht, so ist er nicht wert weiter zu bestehen. Mit Gruß,

Schreiber.

G. G. Wiens, Sek. M. A. P., Elkhart, Ind.

Lieber Bruder!

Hiermit übersende ich wieder einmal eine Applikation für den Aid Plan. Ich sehe überhaupt keinen Ausweg, solche Aufnahme zu vermeiden, obwohl ich einigermaßen Sorge trage, daß wir zu viel Stadteigentum auf den Haufen bekommen.

Wie hat es mit der letzten Auflage gegangen? Ist alles eingezahlt? Wie ist die Stimmung jetzt? Mir will es manchmal so vorkommen, wenn der Aid Plan auf die Länge sich halten soll, muß noch gründlichöchte reformrt werden. ie M nur nicht große Feuerschäden in den Städchen, wo wir so viele Risikos dicht zusammen haben, vorkommen. Ich bin ja selbst Städter und genieße die Vorteile mit. Doch kann ich nicht umhin, mir zu sagen, daß wir uns zu viel aufladen, wenn wir in einem Block an Main Straße so etwa $20,000 wert oder noch mehr führen. Man hört z. B. von der "Implement Association", die auch eine eigene Versicherung führt, daß sie nur ein Risiko in einem Block übernimmt. Wir haben schon viel dadurch gewonnen, daß wir unsere Risikos auf $5,000 limitiert haben. Ob aber genug, ist mir fraglich.

Mit Gruß, ...

Westbrook, Minn., den 6. Jan. 1903. Aid Plan Distr. No. 98.

An den Hauptschriftführer des Mennonite Aid Plan.

Werter Bruder!

Am 6. Januar hielten wir im Aid Plan Distrikt No. 98 eine Versammlung ab, wobei wir einige in der „Rundschau" veröffentlichte Punkte besprachen, und beschlossen, selbige Besprechung an das Exekutiv Komitee zu senden.

1. In Bezug auf Stadteigentum.

Da von vielen immer vorgebracht wird, daß Stadteigentum mehr dem Groß-Schaden ausgesetzt ist als Farmeigentum, so soll selbiges mit ½, anstatt wie bis jetzt mit 1⅕ höherer Auflage belastet werden.

2. In Bezug auf Dampf-Dreschmaschinen und Dampfbetrieb Gebäuden:

Da nach unserer Ansicht eine Dreschmaschine ebensoviel, wenn nicht mehr, dem Feuer ausgesetzt ist als ein Dampfbetrieb-Gebäude, da bei letzterem die Dampfmaschine meist immer auf feuersicherem Fundamente und durch eine Wand getrennt von andern Maschinen steht, so sollen beide mit gleichen Bedingungen aufgenommen werden. Die Auflage soll mindestens ½ höher sein als Farmeigentum.

3. In Bezug auf die Klage, daß in manchen Distrikten Personen, welche zu keiner Gemeinschaft oder zu Nicht-Mennoniten und zu Logen gehören, bei dem Aid Plane sind:

Würden wir empfehlen, daß, wenn die betreffenden Beamten wüßten, daß solche Personen darunter sind, und doch dieselben aufgenommen haben, so sollten sofort die betreffenden Personen sowie die Beamten vom Aid Plan auszeschlossen werden. Haben es aber die Logen-Brüder 2c. verschwiegen, daß sie solche sind, so sollen die Beamten von der Schuld entlastet und nur Schuldige ausgeschlossen werden.

Als beschlossen wurde, daß alle, die nicht zur organisierten Mennoniten - Gemeinde gehören, und Logen-Brüder sollen ausgeschlossen werden, da glaube ich, hat es in meist allen Distrikten Freunde entzweit, hauptsächlich mußten die Beamten darunter leiden. Auch dem Schreiber dieses ging es nicht besser, als er seinen Freunden und Verwandten sagen mußte, daß er sie nicht aufnehmen könne, ausgenommen, wenn sie sich der Gemeinde anschlössen und sich den andern Gemeinden oder Logen entsagten. Und würde uns allen, d. h. in diesem Distrikt, noch heute viel besser gefallen, wenn dieser Artikel ausgeblieben wäre, denn es sind manche, die, obzwar sie nicht zur Gemeinde gehören, dennoch bessere Mennoniten sind als manche, die zur Gemeinde gehören. Da nun aber der benannte Artikel eingeführt ist, so soll er auch ausgeführt werden, es sei denn, er wird wieder gestrichen. Nach Schluß der obigen Besprechung wurden durch allgemeine Abstimmung die alten Beamten wieder erwählt und zwar wie folgt:

J. J. Hubin, Schreiber; Daniel Hubin (Prediger) und Daniel Schmidt, Abschätzer.

Zum Schluß wünscht der Schreiber, im Namen der Gemeindeglieder allen Brüdern und Schwestern ein glückliches neues Jahr. Mit Gruß,

J. J. Hubin.

Mission.

Eine unbedingt erforderliche Erklärung

über den gegenwärtigen Zustand des Waisenheims unweit Hillsboro, Kansas.

Hillsboro, Kan., den 18. Okt. 1902. Aus herzlichem Dankgefühl den vielen wohlwollenden Unterstützern dieses Heims, mit Gabe und Hilfe gegenüber, und aus pflichtgetreuer Verantwortung unsererseits bis daher, haben die Vertreter unserer Krimer Mennoniten Brüdergemeinde vom Konferenzbunde, abgehalten bei Jansen, Nebraska, am 13. Oktober, den Auftrag bekommen, offen und klar darzulegen zur allgemeinen Bekanntschaft, daß die Verwaltung und Ueberwawachung, und folglich auch die Verantwortung über genanntes Heim ferner nicht mehr auf unserem Gemeindebunde ruht, sondern mitberatende Brüder als Direktoren und Verwalter im Heim sind aus ihrer Verbindung ausgetreten, und somit ist der Bund seiner Verantwortung enthoben, und folglich werden andere Persönlichkeiten die Arbeit und Verantwortung in Zukunft übernehmen und ausführen, wozu wir Gottes Segen wünschen.

Gerne endeten wir hiermit unsere Erklärung, wenn wir nicht fürchteten ein oft wiederholtes „Warum?" entgegennehmen zu müssen und schließlich ein falsches „Darum" entstehen möchte. — Bald nach unserer Einwanderung allhier in Kansas wurden wir durch Besuche mit Amanda Dohner, unserer gegenwärtigen Glaubensschwester, und Tobias Martin von Pennsylvanien bekannt. Erwähnte Schwester schlug bald in unsrer Mitte ihr Heim auf und machte sich nützlich mit Schul- und innerer Missionsarbeit, und gewann bald völliges Zutrauen. Sie aber fühlte weiteren Beruf mit Waisenarbeit zu beginnen, und sie vereinigte sich dazu mit dem genannten alten Tobias Martin, welcher lange schon gefühlt hatte, hilflosen Waisen ein Heim zu schaffen. Diese beiden erwarben sich die Bewilligung, vor unserem Gemeindebunde das Anliegen darzulegen, und ihren Wunsch und Verlangen auszusprechen, daß die Gemeinde allhier am Orte mit ihnen vereint ein Waisenheim gründen möchte, welches auf evangelischem Grunde nach der Erkenntnis unseres Bundes von demselben überwacht werden sollte. Weil der Gemeindebund zur selben Zeit für Missionsarbeit unter den Indianern Umschau hielt, und noch nicht den ausführbaren Weg dafür gefunden hatte, so wurde dieses als eine uns so nahe gebrachte Missionsarbeit betrachtet, und wenn auch unter viel Bedenken, doch im Vertrauen auf Gott zu erwähnten beiden übernommen.

Am 15. Sept. 1890 erhielt man für das begonnene kleine Werk einen Freibrief, und wurde unter der Leitung von sechs Beamten und 14 Direktoren gestellt. Am 29. Sept. 1890 hielten diese Genannten die erste Beratung über das Heim im Beisein des Tobias Martin ab, und drangen an ihn, daß auch er sollte namentlich als Direktor eingetragen werden und als Stimmteilhaber in den Beratungen vertreten sein, welches er lieblich, doch sehr entschieden ablehnte, daß sein Name nirgends genannt werde, denn er wolle nur helfen, daß es in Gang käme. —

Das begonnene kleine Heim fand seinen Anfang auf einer 20 Acre-Farm, die Tobias Martin für diesen Zweck gekauft hatte, einrichten ließ und mit einigen beweglichen Mitteln versah. Bei sich darbietender Gelegenheit wurden 50 Acres Land anschließend gekauft, und aus der Missionskasse des Konferenzbundes zwei Drittel und von Tobias Martin ein Drittel bar ausgezahlt. — Und dazu hat noch später ein wohlwollender Bruder des Heims, welchem Gott Mittel anvertraut hat, 35 Acres Land für eine Zahlung von $100.00 dem Heim geschenkt.

Auf der Bundeskonferenz wurde in Reno Co. im Beisein des Tobias Martin beschlossen, daß der Bund mit dem Neubau des Heims beginne und einen Bau aufführe mit einer Mauer von Steinen drei Stock hoch, und Tobias Martin erbot sich, das Dach herzustellen, womit ein vierter Stock geschaffen wurde. Fünf dazu fähige Brüder wurden als Baukomitee ernannt. Durch Mithilfe vieler Teilnehmenden und auch unter manchen Beschwerden und manchem Widerspruche kam der Bau soweit zur Vollendung, daß derselbe im Oktober 1899 eingeweiht wurde und mit der Waisenarbeit der Anfang gemacht werden konnte. Ehe der Bau fertig war, erlitt unsere Vereinigung eine Täuschung, denn die beiden ersten Gründer kamen in Unliebe, Mißtrauen und Vorwurf, und bei aller gegebenen Mühe des Bundes hatte selbiges doch den Ausgang, daß die erste Waisenmutter dieses Heims sich zurückzog, nachdem sie sich mit Selbstverleugnung, diesen Dienst unternommen und einige Zeit dabei gemüht hatte, und mit ihrem Zurücktreten zog sie auch ihre 56 Acres Land zurück, die sie für dieses Werk gelobt hatte. — Obgleich uns erwähnte Schwester riet, mit ihr auf halbem Wege umzukehren, wozu uns auch eine un-

bekannte Stimme von Pennsylvanien riet, gingen wir weiter voran, und trösteten uns, daß jedes Gute durch Proben geläutert werde. Die zweite Täuschung unserer Brüder war die, daß Tobias Martin bei der Ausarbeitung der Statuten zur regelrechten Leitung des Heims darauf bestand, als Hauptteilhaber acht Stimmen für seine Person zu beanspruchen. Mit begründetem Bedenken sahe man den Sinneswechsel, und wenn auch besorgt und betrübt wurde ihm sein Verlangen des Friedens halber gewährt, doch mit dem Vorbehalt, unsere Grundsätze in der Wehrlosigkeit und den zweiten und letzten Artikel der bestehenden Statuten dadurch nicht zu verletzen bei Abstimmungen. Zur Verständigung folgen hier die beiden Artikel:

S. 2. Bekenntnis. Dieses Heim, genannt „Industrial School and Hygienic Home for Homeleß and Friendleß", ist gegründet am 17. März 1889 von einigen Geschwistern aus Pennsylvanien nahe bei Hillsboro, Kan. Einen Freibrief (Charter) vom Staate Kansas erhielt die Anstalt am 15. Sept. 1890. Vereinigt mit der Krimer Mennoniten Brüdergemeinde am 29. Sept. 1890, im Versammlungshause zu Gnadenau, wo am selben Tage die Verwaltungsbehörde (Direktorium) organisiert wurde, wie laut gegebenen Freibriefes, eine immerwährend bestehen soll. Die Verwaltungsbehörde soll in ihrer Oberaufsicht über das Heim keineswegs beeinträchtigt werden bei der Erhaltung der Erziehung auf einem biblisch wehrlosen Grunde, ebensowenig sollen Kinder von Eltern anderen Konfessionen oder Rassen von der Aufnahme ausgeschlossen sein, sondern unter gleichen Bedingungen aufgenommen werden.

Artikel 5: Aenderung der Statuten.

Die Verwaltungsbehörde behält sich das Recht vor, vorstehende Regeln und Statuten nach notwendigen Bedürfnissen und Verhältnissen zu ändern, ausgenommen, daß alle angestellten Arbeiter im Heim wie auch die ganze Verwaltungsbehörde nur aus bibelgläubigen Personen und Gliedern christlichgläubigen Gemeinschaften, die sich in allen Dingen dem Evangelium Christi unterordnen, bestehen sollen; auch darf kein Glied der Angestellten oder Verwaltungsbehörde zu einer geheimen Gesellschaft (Lodge) gehören. Dieses sollen unumstößliche Regeln bleiben, und nie verändert werden so lange das Heim besteht.

Bei solchem schweren Durcheinander kam noch die innere Haushaltung ins Wirren und machte das Schwere noch schwerer. Der jetzige Hausvater im Heim, Enos Engel, nahm Lehrer auf, die nicht guten Einfluß auf die ganze Heimfamilie ausübten, und er selbst, ohne Verordnung seiner Gemeinde erhob sich zum Haupte dieser Hausgemeinde und gründete dieselbe nach seiner Ansicht. Die Verwaltungsbehörde bestimmte hierüber, daß fünf Aelteste verschiedener Gemeinden über die geistliche Pflege bestimmen sollten, und untersagten solches dem Hausvater, weil er von seiner Gemeinde nicht Beruf dazu hatte. Die Entscheidung der fünf Aeltesten übertrug die Seelenpflege des Heims der nächsten Gemeinde, welche sich bis dahin, soweit wie möglich, es angelegen sein ließ, das Heil der ganzen Heimfamilie fördern zu helfen.

Ungeachtet dessen, daß das Direktorium sowie die fünf berufenen Aeltesten ihm die Verwaltung der geistlichen Pflege des Heims untersagten, strebte er noch nach derselben und hat seiner Zeit an einem der erwachsenen Kinder die Taufhandlung vollzogen. Seine Gemeinde hat ihn nun deshalb aus der Gemeinde geschlossen. Die Brüder unseres Bundes in der Verwaltung des Heims können nicht verstehen und zugeben, daß der Hausvater in seiner selbsterhebenden Stellung den armen Kindern zum Segen sein könne, und haben versucht, einen andern an seiner Stelle einzusetzen, welches aber nicht zu erreichen war durch die verkleinerte Stimmenzahl unserseits. Nicht nur das, sondern dem Grundsatze des Evangeliums und vorliegenden Statuten zuwider wurde durch eine solche Ueberstimmung auch ein Mann zur Beratung berechtigt, der keiner religiösen Gemeinschaft unterordnet stehet, und als Advokat auch in den Beratungen des Heims sein Wort mitspricht. **Ermüdet in solchen Kämpfen traten wir zurück, eingedenk der Anweisung, 2. Kor. 6, 14 und 1. Kor. 7, 15 den letzten Satz, bis auf die Zeit, da wir wieder werden handeln und walten dürfen, wie zur Zeit der ersten Uebernahme nach Richtschnur des Evangeliums. Bis dahin aber betrachten wir es nicht mehr als unsere verantwortliche Waisenarbeit und Mission, sondern überlassen es wehmütig doch wohlwünschend denen, die es in Zukunft leiten, aber auch verantworten werden; und wollen hiemit niemanden bewegt haben, seine Unterstützung zu bereuen, und fernere zurückzuhalten, und sich von dem Wohle des Heims zu entziehen. Zum Wohle der Waisen im Heim, wofür der Lohn in der Auferstehung der Gerechten folgen wird.** — Ferner sei erwähnt, daß unser Gemeindeblättchen als Mithilfe fürs Waisenheim bei Hillsboro, Kansas, ins Dasein gerufen wurde, und daher der Name „Gemeindeblatt und Waisenheim" entstand. Als wandernder Bote hat er sieben Jahre geringe Dienste in dieser Beziehung gethan und klopft zum achten Jahre wieder an um Erlaubnis für Eingang in die Hütten. Er will ähnliche Dienste thun wie die alten unter dem Namen Gemeindeblatt. Er lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ein neues und ähnliches Werk, nämlich das neugegründete Waisenheim bei Elk Park, N. C. Wie er früher für das Interesse des Waisenheims bei Hillsboro, Kansas, arbeitete, so will er dasselbe jetzt für jenes Waisenheim in N. C. thun. Seine Botendienste betreffen nun mehr der Arbeit dort in den Bergen von N. C., wo unsere lieben Missionsgeschwister H. V. und Elisabeth Wiebe unter den Negern im Missionsdienste stehen, mit der Arbeit von Tages- und Sonntagsschulen und Predigen des Evangeliums. Viele arme Kinder klopfen bei ihnen an um Aufnahme und sind bereits bei ihnen acht Kinder in Pflege; andere zwölf mußten einstweilen zurückgewiesen werden bis mehr Mittel und Kräfte da sind. Da aber nun der letzte Konferenzbund in Nebraska beschlossen hat, das zweite dort angekaufte Haus zum Waisenheim zu machen, und nach Waiseneltern umzusehen, die dort diesen rechten Gottesdienst nach Jak. 1, 27 übernehmen können, kann unser kleines Blättchen auch hier ein guter Vermittler sein, um der dortigen Arbeit bekannt zu werden. An alle Gönner dieser verantwortlichen Arbeit gehet daher unser Aufruf mit dem Wort Jesu, Matth. 25, 34—30. Helfet und betet dafür.

Heinrich Wiebe,
Abraham Harms,
Peter A. Wiebe.

Hochzeit.

Als der fromme Valerius Herberger mit einer ihm gleichgesinnten Jungfrau den Bund fürs Leben schließen wollte, besprach er mit seiner Mutter, wie die Feier des Hochzeitsfestes gehalten und welche Gäste dazu eingeladen werden sollten. Die kluge Mutter gab guten Rat und sagte dann: „Nun lade ein, doch Jesus obenan!"

Ja, hieße es bei allen Hochzeitsfesten: „Jesus obenan!" so würde er sich auch dort, wie auf der Hochzeit zu Cana, als ein Offenbarer seiner Macht und Herrlichkeit zeigen und die Festfeier durch seine Gegenwart heiligen und erhöhen. Es ist ein liebliches Bild: „Jesus obenan", welches auch die christliche Kunst verherrlicht und zu einem Ehrenschmuck vieler Häuser gemacht hat. Aber lieblicher noch ist es, wenn in diesen Häusern nach dem schönen Wort der Heilandsmutter gelebt wird: „Was er euch saget, das thut!"

(Fortsetzung von Seite 5.)

den Himmel eingegangen ist, hat er eine ewige Erlösung erfunden für alle, die im Leben und im Sterben auf ihn, ihren Erlöser, bauen. Und sie baute auf ihn, die liebe Heimgegangene. Sie ging ein zu ihres Herrn Freude!" —

Thut Euch auf, ihr Herzen, um den Trost des göttlichen Wortes aufzunehmen! spricht der Herr in dieser Stunde zu Euch, die Ihr am Grabe der Gattin, Mutter, Schwester, Freundin steht. Es war Gottes Hand, die sie von Euch nahm, sein heiliger Wille, der die Heimgegangene von hier rief. — Darf man da nicht klagen? — O wann erfüllt ein größerer Schmerz das arme Herz, als wenn der Gatte seiner Gattin, mit der er so manches Jahr in Liebe verbunden ist, die Augen zudrücken muß, wenn Kinder am Grabe der Mutter weinen? Wie viele Erinnerungen an all die Liebe, die sie uns erwiesen hat, steigen da in uns auf. Und bei jedem schönen Gedanken sofort die schwere Gewißheit: Nun ist sie nimmer da. Zu dem Trennungsschmerz gesellt sich nicht selten noch etwas, was noch mehr drückt: Die Schuld. Unser Gewissen sagt uns, daß wir gegen die Heimgegangenen nicht immer so gewesen sind, wie wir es hätten sein sollen; wir haben ihnen nicht stets so viel Liebe bewiesen, wie sie es verdient hatten. Nicht wahr, Ihr Kinder, auch Ihr habt mitunter der Mutter Kummer bereitet, auch um den einen oder andern unter Euch hat vielleicht das liebe Auge bisweilen geweint. Ihr durftet alle nicht an ihrem Sterbebette stehen, durftet nicht sagen: Mutter vergieb! — doch sie vergab Euch längst, ihr Herz voll Liebe quoll über in dem Gebete für ihre Kinder. — Aber Ihr könnt und sollt auch gut machen, was Ihr vielleicht im Leichtsinn gefehlt: folget ihr nach im Glauben an Jesum, dann werdet Ihr sie vor dem Throne Gottes wiedersehen, und welche Freude für sie, welche Gnade für Euch, wenn sie dort einst dankend ausrufen wird: Hier bin ich Herr, und alle, die du mir gegeben hast.

Erweiset nun aber auch Eurem vereinsamten Vater doppelte Liebe. Scharet Euch noch enger um ihn, der Euch so treu liebt und der Eurer Liebe so sehr bedarf, dessen Kräfte auch bereits abnehmen, denn der Lebensabend naht. Auch damit handelt Ihr nach dem Wunsch der heimgegangenen Mutter. Dann aber seid nicht traurig, wie die anderen, die keine Hoffnung haben; denn so wir glauben, daß Jesus Christus gestorben ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind

durch Jesum mit sich führen, 1. Thess. 4, 13. 14.

„Thue dich auf, o mütterliche Erde, um ein neues Saatkorn für die Ewigkeit aufzunehmen," spricht der Herr zum Schlusse noch in dieser Stunde. Seit Christus, unser Erlöser, im Grabe geruht, ist das Grab geheiligt. Der Todesmoder ist aus ihm gewichen. Es ist kein Verlust mehr, da hineingebettet zu werden, sondern ein großer Gewinn. Denn: Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit, es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. 1. Kor. 15, 42. 43. So schlummere denn sanft, o Staub beim Staube, bis an den großen Auferstehungsmorgen. Und wenn die Posaune des Erzengels erschallen, und die Toten groß und klein aus ihren Gräbern hervorgehen werden, dann wird auch Dein Leib sich regen, um in verklärter Gestalt einzugehen zu Deines Herrn Freude. Amen.

Dieses und vieles mehr noch, als wiedergegeben werden kann. haben diese beiden Arbeiter im Weinberge des Herrn gesprochen; so gingen wir denn, nachdem noch zum Schluß gesungen wurde, getröstet und gestärkt am inwendigen Menschen, weg von dieser Stätte, wo dieses kostbare Saatkorn für die Ewigkeit gebettet worden war.

Grüße noch die lieben Leser der „Rundschau" mit Matth. 10, 22.

Dietrich Epp,
Nowo-Podolsk, Südrußland.
Den 16. November 1902.

Landwirtschaftliches.

Methoden der Wasseranwendung bei der Bewässerung im Kleinen.

Der Wert einer künstlichen Bewässerung im Kleinen wird, wie's scheint, besonders von Gemüse- und Obstbauern immer mehr und mehr erkannt und gewürdigt. Ich schließe dies aus den Briefen, die über diesen Gegenstand in letzter Zeit immer häufiger aus dem Leserkreise bei mir einlaufen und in denen über dies und jenes in Bezug auf die Gartenbewässerung Auskunft und Belehrung verlangt wird; insbesondere viel möchte man wissen, wie die Wasseranwendung am besten auszuführen ist. Das geschieht nun auf sehr verschiedene Weise, je nach vorliegenden Verhältnissen und Umständen, und auch der Kostenpunkt und die Arbeitsverhältnisse spielen dabei eine Rolle. Ich will nun nachstehend etwas über dieserart Bewässerung bringen, das der Hauptsache nach einem Artikel entnommen ist, der von Prof. L. R. Taft geschrieben und in einem älteren Jahrbuch des Ackerbaudepartements in Washington erschienen ist. Die Ausführungen mögen solchen, die etwas allgemeinbezügliches über die Methoden der Wasseranwendung bei der künstlichen Bewässerung von Gemüse- und Obstgärten wissen wollen von einigem Nutzen sein und ihnen bei der Ausführung recht wohl zu statten kommen.

Die Methoden, durch welche das Wasser auf das zu bewässernde Land gebracht werden kann, hängen zum größten Teile von der Lage des Landes und auch sonstigen Umständen ab. Wenn eine Menge Wasser zur Verfügung steht und leichtes langsames Gefälle läßt sich erreichen, so läßt sich das Wasser in offenen Gräben auf das Land leiten, die dann leicht mit Pflug und Erdschaufel auszuheben sind. Wo die Entfernung groß ist, oder der Druck ist beträchtlich, besonders wenn das Wasser gepumpt wird, so können genietete Röhren aus Eisenblech oder stählerne Gasröhren benutzt werden. Diese lassen sich leicht zusammensetzen, und Schiebeöffnungen und verpfropfbare Löcher zum Auslassen des Wassers lassen sich ganz nach Willen anbringen. Wenn Vorkehrungen getroffen werden, das Wasser aus den Röhren ganz abzulassen, oder wenn man sie zum Winter ganz aufnimmt, können sie auf oder dicht unter die Oberfläche gelegt werden.

Die Größe der zu benutzenden Röhren hängt ebenfalls von den Umständen ab. Bei Flächen zur Bewässerung von 5 bis 10 Acres ist eine 4 Zoll Durchmesser haltende Röhre als Hauptleitungs- oder Zugröhre wünschenswert, doch thut es auch eine 3 Zoll Röhre, wenn das Gefälle nicht zu schwach ist. Wenn eiserne Röhren benutzt werden, so sollte die Größe der Verteilungsröhren über Flächen von einem halben Acre oder mehr 2 Zoll im Durchmesser sein oder auch 2½ Zoll. Wenn die Hauptversorgungsröhre von der Pumpe oder dem Reservoir aus etwas größer ist, so ist die Reibungsfläche des Wassers in der Röhre nicht so groß und das ganze System ist leistungsfähiger, aber kommt das Wasser aus beträchtiger Entfernung, so werden dadurch auch die Auslagen bedeutend größer als wenn man kleinere Röhren benützt und zum guten Ende mag es sich billiger stellen doch kleinere Röhren zu verwenden und lieber jedesmal etwas mehr Zeit an die Bewässerung zu wenden. Es können natürlich auch ebenfalls offene hölzerne- oder Blechrinnen zur Beförderung des Wassers Verwendung finden.

Das Hauptrohr oder der Graben muß das Wasser dann nach dem höchsten Punkt der zu bewässernden Landfläche hinleiten, und wenn das Land uneben ist, mit mehreren Erhöhungen darin, so sollte nach jeder derselben eine Zweigröhre geführt werden. Ist ein Punkt vorhanden, von wo aus das Wasser über die ganze zu bewässernde Fläche von selber fließt, so kann es von diesem Punkt allein überallhin in offenen Rinnen aus Holz oder Eisenblech oder in einfachen Gräben nach den Furchen hingeführt und über das Land verteilt werden. Während dies die Kosten etwas verringert, wenn Röhren benutzt werden, so ist es doch immer besser, wenn man versucht nie mehr als 1 bis 2 Acres von einer Ausflußstelle der Leitung aus zu bewässern. Wenn die Bewässerung mittelst Schläuchen geschehen soll, dann ist es nicht gut, die Ausflußstellen des Wassers mehr denn 200 Fuß auseinander zu haben, wo denn ein 100 Fuß langer Schlauch notwendig wird. Für eine Fläche zum Beispiel, nicht über 200 Fuß breit und von 300 bis 500 Fuß lang, sanft ablaufend, würde ein Hydrant in der Mitte der oberen Seite vollauf genügen.

Eine ganz gute Methode, das Wasser auf dem Lande zu verteilen, ist mittelst hölzerner Tröge. Diese können fast am Kopf der zu bewässernden Flächen aufgestellt, können aber auch transportabel in Teilen von etwa 16 Fuß lang gemacht werden. Die Tröge sollten 6 bei 8 Zoll inneren Raum haben oder 8 Zoll tief sein, wenn sie dreieckig gemacht werden. An einer Seite entlang, in Zwischenräumen von 3 bis 20 Fuß, je nach den Gewächsen, die damit bewässert werden sollen, werden 1½ bis 2 Zoll im Durchmesser messende Löcher eingebohrt, und mit einem schiebbaren Verschluß aus Zink- oder galvanisierten Eisenblech versehen. Fällt das Land in der Richtung wie die Tröge laufen etwas stark ab, so muß man gelegentlich einen kleinen Wasserfall veranlassen, indem man eine entsprechend hohe Wand im Troge anbringt, der Lauf des Wassers läßt sich dadurch stark hemmen. Um das Wasser mehr zu kontrollieren ist es überhaupt gut, wenn Querschiebethüren verschiedentlich häufig in den Trögen angebracht werden. Der Fluß und Lauf des Wassers kann dadurch ganz nach Willen reguliert werden und durch die kleinen verschiebbaren Ausflußlöcher an den Seiten kann man das Wasser ganz nach Belieben an der einen Stelle austreten lassen und an der anderen zurückhalten.

Will man weder Holztröge noch Röhren benutzen so dient ein aufgeworfener Erdgraben auch demselben Zwecke. Hierbei ist es denn gut, daß man kleine hölzerne Kästen, die an der einen Seite mit einer Schiebethür verschlossen sind an den Stellen, wo das Wasser ausgelassen werden soll, plaziert, aber oft wird zu dem Zwecke auch nur eine Oeffnung in der Grabenwand gemacht und das Wasser durchgelassen, die dann nachher wieder geschlossen wird.

Hat man das Wasser dann auf diese Weise auf dem Lande, so kann es auf verschiedene Weise verteilt werden. Das Ueberfluten des Landes, wo das Wasser über die ganze Oberfläche des Landes von 2 bis zu 10 Zoll hoch gebracht wird, kam früher, wo es sich um Bewässerung handelte, fast ausschließlich zur Anwendung, doch wird dies jetzt nur noch bei Getreide und ähnlichen Kulturpflanzen im Feldanbau gethan. Bei der Bewässerung im Kleinen, im Garten, bei Gemüse, Fruchtsträuchern und im Obstgarten zieht man gewöhnlich Furchen zwischen den Reihen und läßt das Wasser in diesen entlang laufen und in die Erde einziehen. Wenn richtig gemacht, kann das Wasser hierbei sich nicht über die Oberfläche verbreiten, und wenn dann die Furchen, sobald das Wasser eingezogen ist, alsbald wieder zugeworfen werden und das Land wird oberflächlich durch Hacken gelockert, so läßt sich die Wiederverdünstung der Feuchtigkeit dadurch sehr wirksam einschränken und verhindern.

Wenn bewässert werden soll, so muß darauf bei der Einteilung und Bebauung des Gemüsegartens und beim Pflanzen der Obstbäume und Fruchtsträucher gleich die nötige Rücksicht genommen werden, man muß die Pflanzenreihen so anlegen, daß das Wasser in den Bewässerungsfurchen nur mit sehr schwachem Gefälle laufen kann; ein Fall von 2 oder 3 Zoll auf 100 Fuß ist das beste, während 1 Fuß auf 100 Fuß schon ein sehr starkes Gefälle ist. Wenn man mit etwas Ueberlegung und Sorgfalt die Sache in Angriff nimmt und sich ein wenig Mühe giebt mit dem Auslegen und Führen der Furchen, so läßt sich oft noch Wasser auf Land ganz gut verteilen, dessen Lage auf den ersten Blick ein Bewässern als ganz unmöglich und ausgeschlossen erscheinen läßt.

Dann hat man auch noch die unterirdische Bewässerung, wo die Leitungsröhren in den Boden eingelegt werden und das Wasser durch Ritzen oder Löcher, die zu dem Zwecke gemacht werden, entweicht. Es werden dazu meist gewöhnliche Drainröhren benutzt, von 2½ bis 4 Zoll Durchmesser und die Tiefe der Lage dieser Röhren im Boden ist ebenfalls verschieden, und wechselt von nur wenigen Zollen bis zu 2 und 3 Fuß. Diese Röhrenleitungen können dann gleichzeitig, besonders auf schwarzem Humus- oder moorigem Boden,

wenn sie entsprechend tief gelegt werden, auch zur Entwässerung dienen, wenn es nötig wird. Die Leitungen müssen dann entlang der tiefsten Seite des Landes an einem Graben münden, der das überflüssige Wasser abgeführt. Soll in trokkener Zeit bewässert werden, so wird der Graben abgedämmt und die Röhren werden mit Wasser gefüllt. Die Röhrenleitungen können von 15 bis 40 Fuß auseinander liegen; in gutem lehmigen Gartenboden ist die angemessenste Entfernung 12 bis 15 Fuß und die Tiefe der Lage der Röhren etwa 12 Zoll. In sehr leichtem Sand oder schwerem Lehm können die Zwischenräume entsprechend weiter oder enger sein. Die Röhrenleitungen dürfen nur sehr schwaches Gefälle haben, denn bei starkem Drang des Wassers, wenn der Fall groß ist, bricht dasselbe leicht aus, wenn die Leitung nicht verhältnismäßig tief liegt. Es können auch mehrere Leitungen von einer größeren Leitung mit der sie verbunden sind, gespeist werden, aber besser ist es, jede einzelne Leitung wird unabhängig von der anderen mit Wasser versorgt, weil dabei eine mehr gleichmäßige Verteilung erreicht wird.

Bei einem kleinen Garten, wo nur wenig Wasser zur Verwendung kommen kann oder soll, ist diese Methode der Bewässerung von Wert. Es wird Wasser gespart und auch Arbeit gespart, der Wasserlauf darf nur in Gang gesetzt zu werden, die Verteilung vollzieht sich dann von selber ohne weiteres dazuthun.

Während nun wohl bei dieser Methode etwas Arbeit gespart wird, so macht der Preis der Röhren und die Arbeit des Legens derselben die Anlage wiederum bedeutend kostspieliger als bei der Furchenbewässerung. Und da die Kosten einer Bewässerung nach dieser letzteren Methode je nachdem sich auf 50 Cents bis vielleicht $1.50 für den Acre belaufen, so wird man es sicher sich erst mehrere Male überlegen, bevor man das Geld in eine kostspielige unterirdische Röhrenanlage steckt; ausgenommen vielleicht, daß die Drainleitung auch zur Entwässerung benötigt wird und in dieser Hinsicht vorteilhafte Dienste leisten kann.

Für Blumenbeete und Rasenplätze, wo sich das Wasser nicht gut in offenen Furchen verteilen läßt, ist natürlich die unterirdische Röhrenbewässerung die beste und richtigste Methode. Wenn die Leitungen hier etwa einen Fuß tief und fast in der Wage gelegt werden, läßt sich das Wasser ziemlich gleichmäßig auf 8 bis 16 Fuß Breite von einer Leitung aus verteilen.

Für Gartenfrüchte in Reihen, weiter als 2 Fuß auseinander, läßt man das Wasser, solange die Pflanzen noch klein sind, ein paar Zoll von diesen entfernt in Furchen entlang laufen, und dann in der Mitte zwischen Reihen, sobald die Pflanzen größer sind und die Wurzeln sich mehr verbreitet haben. Bei engeren Reihen kann die Bewässerungsfurche in jeder zweiten Reihe gezogen werden, und auch in der dritten und vierten, wenn die Reihen sehr eng zusammen sind; auch bei Breitsaat ist es besser und zweckmäßiger lieber alle 4 bis 8 Fuß eine Furche zu ziehen und in diese das Wasser zu leiten als es sich über die ganze Fläche verteilen zu lassen.

Der Zustand der Pflanzen zeigt am besten wann eine Bewässerung nötig wird, und es läßt sich deshalb über das wieviel und wieoft nur schwer etwas allgemein gültiges sagen. Wenn bei trockener Zeit die Blätter welken oder gar anfangen sich einzurollen oder eine unnatürlich dunkle Färbung annehmen, dann wird immer eine Bewässerung nötig sein. Mehr Wasser mag gelegentlich nötig sein, wenn die Pflanzen noch klein sind. Kartoffeln, Tomaten, Erbsen und ähnliche Gewächse leiden stärker durch Trockenheit, nachdem sie ihre Früchte oder Knollen angesetzt haben und man sollte dann in dieser Zeit mit dem Wasser nicht knausern. Für alle solche Pflanzen wird es selten notwendig oder auch nur wünschenswert, während der Blüte zu stark und viel zu bewässern, weil sie dadurch dann zu immer wieder erneutem Wachstum angeregt werden. Aber nachdem ein Gewächs ausgeblüht und seine Früchte oder Knollen angesetzt hat, soll es ihm nicht mehr an der nötigen Feuchtigkeit mangeln, damit in der Ausbildung der Frucht keine Stockung eintritt, diese vielmehr ungehindert und vorteilhaft Fortschritte machen kann. Bei den Kartoffeln zum Beispiel, wenn diese es nach der Blüte und dem Ansetzen der Knollen zeitweise zu trocken haben und es wird ihnen dann wieder Feuchtigkeit zugeführt, so bilden sich wieder junge Knollen, die auf Kosten der erstangesetzten wachsen und das Resultat sind dann wohl eine große Menge Knollen, aber nur von geringer Größe.

Die Menge Wasser, die mit einem Mal und bei einer Bewässerung auf das Land zu bringen ist, sollte 800 bis vielleicht 1500 Faß nicht überschreiten, denn wenn kurz nach dem Bewässern schwere Regen niedergehen sollten, was gar nicht so selten eintreffen kann, dürfte der Boden allzusehr mit Wasser gesättigt werden. Man kann jedoch annehmen, daß selbst bei der besten Bearbeitung und Kultivierung des Bodens von einem halben bis zu zwei Zoll Wasser allwöchentlich, während der Monate Mai, Juni, Juli und August mit bestem Vorteil beim Gemüsebau aufs Land gebracht werden kann. Es wäre denn, daß ebensoviel Regen in der Zeit niedergeht, so sollten bei einer Bewässerungsanlage diese Mengen Wasser dem Lande künstlich zugeführt werden, entsprechend natürlich dem Charakter des Bodens, der Jahreszeit und dem Bedürfnis der Pflanzen. Einen Zoll Wasser sollte man auf gutem Gartenboden für jede Bewässerung im Durchschnitt rechnen. Aber aufgepaßt sollte werden, daß das Wasser in den Bewässerungsfurchen bleibt und sich nicht über die Oberfläche verteilt und besonders sollte es nicht mit den Pflanzen und ihren Blättern selber in Berührung kommen. Dann muß aber auch die gegebene Feuchtigkeit nach Möglichkeit im Boden zu erhalten gesucht werden auf die Art, daß nach jedem Bewässern und nach jedem Regen der Boden flach behackt und kultiviert wird und dies sollte wenigstens alle Woche in trockener Zeit einmal geschehen.

Bei der Bewässerung im Obstgarten, ebenso als im Gemüsegarten ist es besser, wenn man eine gewisse Zahl kleinere Ströme laufen läßt als zwei oder drei größere. Es wird dadurch eine bessere Verbreitung des Wassers erreicht und es wird auch weniger Boden mit hinweggewaschen. Durch Anlage einer hölzernen Rinne oder eines Hauptgrabens läßt sich dies sehr gut erreichen.

Schon beim Pflanzen der Bäume muß man darauf sehen und es so einzurichten suchen, daß die Baumreihen so gehen, um das genügende Gefälle für die Bewässerungsfurchen zu erlangen. Dies sollte von ein bis sechs Zoll in jede 100 Fuß betragen. Solange denn die Bäume noch klein sind, ist eine Bewässerungsfurche auf jeder Seite der Reihe genügend, sowie aber die Wurzeln sich weiter verbreiten, sollten mehr Furchen immer etwa 4 Fuß auseinander gezogen werden, bis schließlich der ganze Raum zwischen den Baumreihen bewässert wird. Zuviel Wasser und zu häufig mag unter Umständen jedoch den Obstbäumen eher Schaden zufügen als ihnen den richtigen Vorteil bringen und für gewöhnlich wird im Obstgarten nicht früher ein Bewässern notwendig als bis die Frucht ungefähr bis zur Hälfte erwachsen ist; ein ein- bis dreimaliges Bewässern, das letztemal etwa Mitte August ist dann in der Regel hinreichend. Eine spätere Bewässerung begünstigt zu sehr das weitere Triebwachstum und behindert das richtige und zeitige Ausreifen der Jahrestriebe. Ein Bewässern vor, während und kurz nach der Blüte der Bäume ist nicht anzuraten.

Wenn der Grund zu trocken ist im Herbst, wenn es einwintert und der Boden gefriert, so ist das durchaus nicht gut für die Obstbäume. Ist deshalb der Herbst sehr trocken, so empfiehlt es sich, kurz bevor der Boden gefriert noch einmal zu bewässern. Die Wassermenge bei der Obstgartenbewässerung ist ein bis zwei Zoll bei jedesmaliger Anwendung, während die Häufigkeit des Bewässerns von den jeweiligen Verhältnissen abhängen muß. Wenn ein Lehmboden, 5 bis 6 Zoll tief entnommen, nicht in der Hand beim Druck zusammenballen will, so ist das ein Zeichen, daß Wasser notwendig ist.

Wenn die Bodenfläche sehr uneben oder abschüssig ist, kann auch mit gutem Vorteil eine Art Bassin-Bewässerung bei den Obstbäumen zu Anwendung kommen. Dabei wird dann um jeden Obstbaum eine möglichst wagerechte Fläche geschaffen und dann durch Aufwerfung eines Erdringes ein flacher Kessel gebildet in den das Wasser geleitet wird. Das Bassin muß den Durchmesser der Zweige des Baumes haben und die Menge Wasser, die jedesmal hineingeleitet wird, muß wenigstens die eingeschlossene Fläche einen Zoll hoch bedecken.

Erdbeeren und Fruchtsträucher werden ähnlich wie die Gemüse bewässert: das Wasser wird in der Mitte zwischen den Reihen in Furchen entlang geführt, oder was besser ist, die Furchen werden dicht an beiden Seiten den Reihen entlang gemacht. Ist der Boden im Frühjahr sehr trocken, so kann der Fruchtgarten zu dieser Zeit schon einmal bewässert werden, aber nachdem das Wachstum eingesetzt hat, sollte nicht früher wieder bewässert werden als nach der Blüte, nach dem Ansetzen der Früchte, wo dann bis zur Reife und Ernte in Zwischenräumen von zwei oder drei Wochen oder so oft die Notwendigkeit dazu eintritt, die Bewässerung fortgesetzt werden kann. Erdbeeren und alle Fruchtsträuchersorten (außer dem Weinstock) können auch nach dem Abernten der Früchte gelegentlich noch bewässert werden, wenn es nötig werden sollte und auch noch vor Winter ist eine Bewässerung wünschenswert, wenn der Herbst sehr trocken sein sollte.

(Deutsch - Amerikanischer Farmer.)

Zeitereignisse.

England.

London, 23. Jan. — Dem Vertreter der Associierten Presse wurde auf der deutschen Botschaft mitgeteilt, daß die deutsche Regierung in vollem Einverständnis mit der britischen in Venezuela handele und daß beide der Ansicht wären, die Blockade könne nicht eher aufgehoben werden, bis der Präsident Castro ausreichende Sicherheit böte. Als der Gesandte Bowen nach Washington reiste, hätte man geglaubt, daß er derartige Garantien leisten könne, es habe sich aber herausgestellt, daß der Präsident Castro nur Versprechungen machen wolle, die früher bereits als unannehmbar zurückgewiesen wurden. Wenn Herr Bowen sicherere Gewähr leisten könnte, würde die Blockade vielleicht aufgehoben werden. Man glaubt übrigens auf der Botschaft nicht, daß vor dem Eintreffen des Freiherrn Speck von Sternburg in Washington in wichtige Verhandlungen eingetreten werden wird.

Schweden.

Stockholm, 23. Jan. — Der erschütterte Gesundheitszustand des Königs Oscar von Schweden hat es notwendig gemacht, daß eine Regentschaft eingesetzt wird, und werden vom Beginn der kommenden Woche an die Zügel der Regierung in den Händen des Kronprinzen Gustav liegen. Auf Anraten der Aerzte hat der König den Plan einer Reise nach Holland fallen lassen.

Deutschland.

Berlin, 23. Jan. — Der „Lokalanzeiger" schreibt, er sei benachrichtigt worden, daß der Bericht des Kommodore Scheder die Mitteilung enthalte, vom Fort San Carlos sei der erste Schuß auf den „Panther" abgefeuert worden, als letzterer in den inneren Hafenkanal zu fahren versuchte.

Drahtlose Telegraphie.

New York, 21. Jan. — John Battromley, Geschäftsführer der Marconi Wireless Telegraph Co. of Amerika, giebt bekannt, daß die Gesellschaft schon in nächster Zeit eine Anzahl Stationen errichten werde. Er bezweifelt nicht, daß demnächst auch mit San Francisko eine derartige Verbindung angeknüpft werden wird.

Blutvergießen erwartet.

Denver, Col., 20. Jan. — Im hiesigen Kapitol herrschen anarchistische Zustände und es kann jeden Augenblick zu Blutvergießen kommen. Im Staats-Senat haben bekanntlich die Demokraten eine Mehrheit von 13 Stimmen. Dies hinderte jedoch den republikanischen Senats-Präsidenten, Lieutenant-Governor Haggott nicht, den republikanischen Minderheits-Bericht verlesen zu lassen und den demokratischen Bericht des Wahl-Komitees abzuweisen. Im republikanischen Bericht wurden 9 demokratische Senatoren ihrer Sitze verlustig erklärt und dafür 9 Republikaner als rechtmäßig erwählt bezeichnet. Die Demokraten hatten sich, wie es scheint, auf etwas derartiges gefaßt gemacht, denn sie schlossen die Thüren der Senats-Kammer, um die neugewählten republikanischen Senatoren daran zu hindern, ihre Plätze einzunehmen. Außerdem sind eine Menge bewaffneter Polizisten in Civil in den Wandelgängen aufgestellt und jeden Augenblick bereit, den demokratischen Senatoren beizuspringen. Auch Lieutenant-Governor Haggott hält ein Dutzend schwer bewaffneter Leute in seinem Privatzimmer bereit. Die republikanischen Senatoren sind zur Zeit thatsächlich Gefangene in der Senats-Kammer. Haggot hat den Gouverneur telephonisch aufgefordert, ihn und seine Genossen zu befreien. Der Gouverneur könnte dies nur durch Einberufung der Staats-Miliz bewerkstelligen.

Washington, D. C., 23. Jan. — Der Panamakanal-Vertrag zwischen den Ver. Staaten und Kolumbien, der gestern vom Staatssekretär Hay einerseits und Dr. Herran andererseits unterzeichnet wurde, gelangte heute an den Senat, der ihn an den Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten verwies. Zwar kam das Abkommen in allen seinen Einzelheiten zur Verlesung, doch müssen letztere bis auf weiteres immer noch strengstens geheim gehalten werden. So viel steht jedoch als Hauptsache fest, daß die Ver. Staaten an Kolumbien $10,000,000 bar in Gold zu zahlen, und nach Ablauf von 9 Jahren einen jährlichen Pacht-Zins von $250,000 zu entrichten haben. Thatsächlich lautet der Pachtvertrag auf ewig und alle Zeiten, denn er ist zunächst auf 100 Jahre festgelegt und dann stets wieder, so lange die Ver. Staaten dies wünschen, auf ein weiteres Jahrhundert erneuerbar. Der Landstreifen für Kanalzwecke, inclusive Nebenland, ist 10 Kilometer, oder etwa 6 Meilen breit, und ist über ihn in den Ver. Staaten die ordnungs- und gesundheitspolizeiliche Aufsicht eingeräumt, während, was in dem Vertrage ausdrücklich hervorgehoben ist, das Recht der Staatsoberhoheit Kolumbien verbleibt. Den Ver. Staaten ist ferner das Recht zugestanden, Schiffe und alle Baumaterialien, soweit sie zur Kanal-Konstruktion notwendig sind, zoll- und abgabenfrei einzuführen, und sowohl an der atlantischen wie an der pacifischen Küste die Ein- und Ausgangs-Häfen zu verbessern, zu benützen und zu beschützen. Diese Zugeständnisse sind seitens Kolumbiens nur den Ver. Staaten gegenüber gemacht worden, mit Ausschluß aller dritten. Ueber die zu zahlenden, eingangs erwähnten Pauschalsummen hinaus darf Kolumbien von den Ver. Staaten keinerlei weitere Zölle, Abgaben, Pachtgelder rc. erheben. Das Komitee für auswärtige Angelegenheiten wird morgen den Vertrag durchberaten.

— Automatische, rauchverzehrende Feuerung. Noch arbeiten unsere sämtlichen technischen Feuerungsanlagen nicht rationell. Ein großer Teil der auf die Feuerungsroste geschütteten Kohle entweicht unverbrannt in Form von Rauch und Ruß in die Lüfte. Aus ökonomischen und hygienischen Gründen bemüht man sich deshalb schon seit langem, sogenannte rauchverzehrende Feuerungen herzustellen, also solche Feuerungen, welche die ihnen zugeführte Kohle bis auf den letzten Rest vollkommen verbrennen. Eine derartige Feuerung, welche sehr gute Resultate ergiebt, wurde vor kurzem von Frederick Girtanner in Hoboken, N. Y., konstruiert. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie das Problem der Rauchverzehrung in einfachster Weise löst. Die meisten der gebräuchlichen Feuerungen sind in der Weise hergestellt, daß die glühende Kohle sich vorn befindet, während die Rauchgase nach hinten zu streichen und dann durch den Schornstein abziehen. Girtanners Feuerung funktioniert gerade umgekehrt. Das Feuer befindet sich hinten, und der Luftzug ist so reguliert, daß die Abgase erst nach vorn zu streichen und dann wieder zurück, wobei sie noch einmal über die helle Flamme weg müssen. Auf diesem zweiten Wege verbrennen alle in ihnen enthaltenen Rauch- und Rußteile vorkommen.

Milwaukee, 19. Januar. — John Alexander Dowie hat hier eingetroffenen Nachrichten zufolge, den Plan gefaßt, bis zum 1. April mit seiner alten Garde einen Feldzug in Milwaukee zu eröffnen, die Stadt zu reinigen und die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Die Agitation in Chicago soll er vorläufig aufgeben und seinen Schwerpunkt für die nächste Zeit nach Milwaukee verlegen wollen. Im Centrum der Stadt soll eine große Versammlungshalle gemietet werden, aber die Apostel des Propheten sollen außerdem in Wirtschaften und öffentlichen Plätzen dem Bekehrungswerk obliegen.

Venezuela.

Washington, 21. Jan. — Venezuela besteht darauf, daß die über die Häfen verhängte Blockade aufgehoben wird, ehe es mit den Mächten wegen der von diesen geforderten Realisierung ihrer Ansprüche in formelle Unterhandlungen tritt. Das ist der Kardinalsatz, den Herr Bowen, der Vertreter Venezuelas den in Washington anwesenden Repräsentanten der interessierten Fremdmächte mitgeteilt hat. Sie kabelten den Inhalt dieser „Conditio sine qua non" sofort an die auswärtigen Aemter in Berlin, Rom und London und kann, ehe von dort her Antworten eingelaufen sind, naturgemäß in eigentliche, ein Schiedsgericht vorbereitende Sitzungen nicht eingetreten werden. Man geht wohl nicht fehl, das Eintreffen einer Collektiv-Note vorherzusagen, die in Washington immerhin erst in einigen Tagen anlangen kann. Ueber das, was sich etwa ereignen wird, bewahren die verschiedenen Geschäftsträger ängstliches Stillschweigen, auch lehnen sie es ab, sich über die Bedeutung des von Venezuela eingenommenen Standpunktes zu äußern, bis nicht von Europa die Antwort da ist. Doch nimmt man an, daß der für Venezuela handelnde amerikanische Gesandte Bowen, wenn er im Namen seiner Machtgeberin die Aufhebung der Blockade fordert, auf der anderen Seite Garantien im Rockärmel haben wird, durch welche die Ansprüche der Mächte sichergestellt werden. Worin diese Sicherheiten allerdings bestehen sollen, darüber hat Herr Bowen bisher noch nichts verlauten lassen. Uebrigens schließen die ihm von Castro erteilten umfassenden Vollmachten auch das Recht ein, über alle von den Mächten geltend gemachten Forderungen gewissermaßen mit zu Gericht zu sitzen und dieserhalb mit den in Washington anwesenden Geschäftsträgern in geeignete Verbindung zu treten. Herr Bowen sprach für kurze Zeit im Regierungsgebäude vor und hatte dort mit dem Bundes-Präsidenten eine Unterredung. Die venezolanische Frage ist, da es Herrn Roosevelt an Zeit gebrach, dabei nur kurz berührt worden, doch gedenkt Herr Bowen mit dem Bundes-Oberhaupt auf diesen Gegenstand bald und eingehend zurückzukommen.

Der Funkentelegraph spricht.

Washington, 19. Jan.—Der Bundespräsident Roosevelt sandte mittels des Marconigraphs über den Atlantischen Ozean an den König von England die folgende Depesche: An Se. Majestät, König Edward VII., London, England.

Da ich in der freudigen Lage bin, mir den großartigen Triumph der Wissenschaft und Erfindungsgabe zu Nutze zu machen, der ein System drahtloser Telegraphie zu Wege gebracht hat, bediene ich mich desselben, Eurer Majestät und den Unterthanen des britischen Reiches die herzlichsten Grüße des amerikanischen Volkes zu übermitteln.

Gez.: Theodore Roosevelt.

Wellfleet, Mass., 19. Jan. 1903.

Als Antwort kam folgende, gleichfalls durch Marconis Funken-Telegraphen gesandte Antwort zurück: An den Bundes-Präsidenten, Weißes Haus, Washington, Amerika.

Ich danke Ihnen aufrichtig für die frohe Botschaft, die ich von Ihnen soeben durch Marconis drahtlosen Telegraphen erhalten habe. Im Namen des Volkes des britischen Reiches erwidere ich aufrichtig die herzlichen Grüße und den Ausdruck freundschaftlicher Gefühle, die Sie mir Namens der amerikanischen Nation sandten, auch wünsche ich Ihnen und Ihrem Lande für die Zukunft Glück und Wohlergehen.

Edward, Rex, Imperator.

Nachrichten aus dem Lone Star State.

Oel und andere wichtige Entdeckungen in Texas.

Die neueren Entdeckungen der Oel-Quellen in Texas, wunderbar in ihrer Reichhaltigkeit, erregten in Städten und Dörfern in den Staaten ein hohes Interesse. Was an den hoch gefärbten Beschreibungen Wahres ist, und wie lange das Oelfieber anhalten wird, wollen wir hier nicht erörtern. Die Zukunft wird es lehren.

Eine Entdeckung auf einem anderen Gebiete, welche ein reicher Reispflanzer am Bernal machte, bietet, wenn ihr Ruf auch nicht mit Posaunentönen der Welt verkündet wird, dem Teilnehmer bessere Garantien, als die Seifenblasen der Oel-Geyser. Herr Joseph Krüger, unser Korrespondent in Sealy, Texas, giebt hierüber folgende Auskunft: „In Sealy wohnt ein reicher Pflanzer, Byhl Stone, welcher südlich von hier eine fünf Meilen große Reisplantage hat. Er war seit Jahren leidend (vielleicht war es das Sumpffieber), und trotz der besten ärztlichen Behandlung wurde es immer schlimmer mit ihm. Im vergangenen Jahre mietete mein Sohn 100 Acres Reisland von ihm. Als er den Herrn in einem so traurigen Zustande sah, hatte er Mitleiden und teilte Herrn Stone mit, daß sein Vater eine Medizin habe, Forni's Alpenkräuter Blutbeleber, die schon manchen geholfen habe und sicher auch ihm Hilfe bringen würde. Herr Stone bestellte eine Flasche und noch mehrere. Bald trat merkliche Besserung ein, und nachdem er schon die Hoffnung aufgegeben hatte, wurde Herr Stone gänzlich wieder hergestellt und erfreut sich nun der besten Gesundheit.

Dieser Fall steht jedoch nicht vereinzelt in unserer Nachbarschaft da. Herr Fritz Hackbart jr. hat ebenfalls Grund den Blutbeleber zu loben. Er hatte die Flechten an seinen Beinen so schlimm, daß niemand Rat wußte. Alle Salben und Einreibungsmittel waren erfolglos. Er ließ sich eine Probekiste von Forni's Alpenkräuter Blutbeleber und Forni's Heil Oel kommen und wandte beide nach Vorschrift an. Mit der Zeit verschwanden die Flechten und er wurde so gesund wie der Fisch im Wasser. Kurze Zeit nachher wurden sein Vater und seine Mutter von La-Grippe befallen. Man ließ den Doktor kommen. Die Mutter, 84 Jahre alt, unterlag der Seuche. Nun bestand Fritz darauf, daß sein Vater mit dem Doktern aufhöre und den Alpenkräuter Blutbeleber einnehme. Der alte Hacker war bald auf dem Wege der Besserung und wurde gänzlich hergestellt." — Es ist kaum glaublich, doch wir selbst hörten von Fällen, die von Aerzten aufgegeben, durch den Blutbeleber geheilt wurden. Im Gegensatz zu anderen fertiggestellten Medizinen ist er nicht in Apotheken zu haben, sondern nur von Lokal-Agenten oder durch den Eigentümer direkt. Schreibt an Dr. Peter Fahrney, 112—114 So. Hoyne Ave., Chicago, Ill.

Eine verkehrte Idee.

Viele Leute sind der Ansicht, daß ein Blutreinigungsmittel ein gewaltiges Abführmittel sein muß — das ist jedoch ganz unrichtig, in dem Falle hätte man da ja eben nur tüchtig Abführmittel, am billigsten Salze zu nehmen. Abführen lindert allerdings für den Augenblick, beseitigt eine Folge — heilt aber keineswegs den Grund unseres Leidens. Ein wirkliches Heil- und Kuriermittel muß nicht auf den Darm, sondern hauptsächlich auf das Blut selbst wirken, das thut Puschkuro. Obwohl es auf die Schleimhäute des Darmes wirkt und mithin auch den Stuhl beeinflußt, so ist es doch kein Abführmittel. — Puschkuro heilt und beseitigt alle Blutleiden, reguliert die Blutzirkulation und reinigt das Blut auf eine gelinde, wissenschaftlich vernünftige Art, und hat es sich deshalb in so kurzer Zeit einen so großen Ruf erworben. — Gegen Erkältungen gebrauche stets Puscheck's Erkältungs-Kur. Kein anderes Mittel hilft so schnell und heilt so gründlich. Puschkuro und Puscheck's Erkältungs-Kur sind in Apotheken zu haben, oder sonst von Dr. Puscheck in Chicago zu beziehen.

Marktbericht.

Viehmarkt, Chicago.

Rindvieh. Die heutige Zufuhr betrug 500. Die Preise stellten sich wie folgt: Stockers und Feeders, $2.10—4.35; Stiere, $3.15—5.50; Kühe, $1.50—4.35; Heifers, $2.50—4.60; Bullen, $2.50—4.25; Kälber, $3.35—7.50.

Schweine. Die heutige Zufuhr betrug 13,000. Die Preise stellten sich wie folgt: Leichte Sorte, $6.30—6.65; Mittlere Sorte, $6.55—6.85; Schwere Sorte, $6.45—6.97½.

Schafe. Die heutige Zufuhr betrug 1,000. Die Preise stellten sich wie folgt: Schafe, $3.00—4.85; Lämmer, $4.00—6.25.

Getreidemärkte.

New York, 24. Jan.

Weizen — No. 2 rot, 83½c.
Korn — No. 2, 65c.
Hafer—No. 2, 44c.
Roggen — 60c.
Baumwolle—Middling, Hochland, 8.95; Middling, Golf, $9.20.

Duluth, 24. Jan.

Weizen — No. 2 nördlicher, 75 5/8c.
Hafer — 34c.
Roggen — 49c.

St. Louis, 24. Jan.

Weizen — No. 2 rot, 74c.
Korn — 43c.
Hafer — No. 2, neuer, 36c.
Roggen — 50—50½c.

Cincinnati, 24. Jan.

Weizen — No. 2 rot, 80c.
Korn — No. 2 gemischt, neu, 47½—48c.
Hafer — No. 2 gemischt, 39c.
Roggen — No. 2, 57½c.

Milwaukee, 24. Jan.

Weizen — No. 2 nördl., 80½—80 5/8c.
Korn — 44½—45½c.
Hafer —35½c.
Roggen — 51—52c.

Kansas City, 24. Jan.

Weizen— No. 2 rot, 69—70c.
Korn — No. 2 gemischt, 39½—40c.
Hafer — No. 2, gemischt, 35½c.
Roggen — No. 2, 46c.

Minneapolis, 24. Jan.

Mehl. — No. 1 Patent-Mehl, $3.75—3.95; No. 2, $3.55—3.75; No. 1 „Clears", $3.00—3.20; No. 2, $2.40—2.70.

Kalenderpreise:

1 Exemplar portofrei		$ .06
12 Exemplare	„	.45
25	„ „	.90
100	„ „	3.50
100	„ per Fracht oder Expreß, nicht portofrei	2.50
250	„ per Fracht oder Expreß, nicht portofrei	4.25
500	„ per Fracht oder Expreß, nicht portofrei	7.50
1000	„ per Fracht oder Expreß, nicht portofrei	12.50

Man gebe stets genau an, ob man den deutschen oder den englischen Familienkalender wolle. Bestellungen adressiere:

Mennonite Publ. Co.,
Elkhart, Ind.